1.20 DM / Band 44

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen





Der Flammenteufel

Professor Zamorra Nr. 44

von Dieter Saupe

erschienen am 24.02.1976

Der Flammenteufel

Zuerst war es kaum zu erkennen. Es war winzig und fast unscheinbar.

Und es war so versteckt, dass niemand es sehen konnte. Aber es fraß sich seinen Weg durch die tausend kleinen Baumwollbüsche. Es brannte sich durch das dichte Steppengras und war zäh und nicht mehr einzudämmen.

Es kam mit tausend, mit zehntausend kleinen Flammen, die züngelnd über den Boden krochen.

Und die Flammen wuchsen dichter zusammen und wurden ein breites, glühendes Meer aus feuriger Lohe. Das Meer aus Flammen kroch weiter, und immer schneller wälzte es sich auf die Hochebene zu.

Um diese Jahreszeit im Hochsommer, weit oben in der »Montana«, dem Hochgebirge mit den neuen Pflanzungen, war kein Mensch in der Nähe der Felder.

Hier gab es keine Strauchdiebe und Naturschänder. Hier konnte man ruhig schlafen, fast vierhundert Meter unten, in den Baracken der riesigen FRUIT CAMPS.

Und so konnte die Flammenwand wachsen. Sie kroch den Berg hinauf, sie fraß den kargen Baumbestand auf, sie fällte die dicksten Bäume mit glühenden Zungen.

Und noch immer war sie nicht zu sehen.

Denn zwischen den Flammen und dem Lager stand als stolzer, mächtiger, schwarzer Schatten der Felsen der alten Inkastadt: Machu Picchu. Dann aber loderte das Feuer noch heller auf.

Längst war die untere Plantage ein Raub der Flammen geworden.

Aber was nun geschehen sollte, konnte kein normaler Menschenverstand erfassen. Es war so ungeheuerlich, so grässlich und unwahrscheinlich, dass niemand davon zu träumen gewagt hätte. Aber es wurde Wirklichkeit.

Und niemand sah, wie die Flammen sich zur kochenden Hölle entwickelten.

Die Flammen krochen den Berg empor!

Zuerst überfielen sie den kleineren Hügel rechts von der alten Stadt aus Felsen und Stein.

Sie wälzten sich weiter. Sie drangen in Felsrisse und Höhlen ein.

Sie brachten das Gestein zum Glühen.

Rot wie Blut hingen die Außenwände der unteren Felsen im schwarzen Nachthimmel. Wie glühende Planeten, die man am Himmel aufgehängt hatte.

Und dann kroch es weiter, entwickelte eine Hitze, die sich in alle umliegenden Täler des Hochplateaus verteilte.

Jetzt hatten die Flammen nur noch hundert Meter zurückzulegen.

Dann würden sie die zackige Spitze der alten Inkasiedlung erreicht haben.

Die Steine glühten unter dem wütenden Ansturm der Flammen.

Längst waren die ersten kleinen Flammenbündel von den Feldern unten zu einem einzigen, alles niederwalzenden Brei aus Hitze und Vernichtung geworden.

Der Berg stand in Flammen!

Und jetzt schossen die ersten Vorläufer des höllischen Brandes über die Spitze des Machu Picchu hinaus!

Das war der Augenblick, als Nick Pensley erwachte.

***

Nick Pensley, ein Mann von sechsunddreißig Jahren, Amerikaner, war Erster Ingenieur und Leiter der FRUIT CAMPS.

Er hätte um diese Stunde eigentlich Nachtwache gehabt, zusammen mit dem Mexikaner Les Babos, dem dunkelhaarigen Draufgänger, der seine rechte Hand war, und die Männer in den Camps zusammenhielt.

Aber niemand nahm diese Nachtwachen mehr ernst. Schon seit Monaten nicht mehr. Zwar hatte es hier und da kleine Überfälle gegeben, auch war hin und wieder ein Diebstahl vorgekommen. Aber das hatte man auf ein paar einzelne, ausgehungerte Peruaner geschoben, die durch die Berge zogen und zusahen, wie sie in den wenigen Ansiedlungen etwas zu essen und trinken erbetteln konnten –

und es eben notfalls auch stahlen.

So war Nick Pensley auch in dieser Nacht eingenickt. Bald lag er mitten in seinem schützenden Schlafsack, draußen vor einer der Baracken, im tiefsten Schlaf, ohne an eine Katastrophe zu denken.

Als er aufwachte, war diese Katastrophe bereits näher ans Camp gelangt, als Nick Pensley es jemals befürchtet hätte.

Er fuhr hoch und rieb sich den Schlaf aus den Augen.

Dann spürte er zuerst diese unerklärbare, ungewöhnliche Hitze in der Luft.

War da ein Berggewitter niedergegangen?

Nein, unmöglich. Der Boden ringsum war trocken.

Aber woher kam diese unglaubliche heiße Luft?

Nick Pensley starrte angestrengt in die Nacht.

Seine Blicke versuchten das Dunkel zu durchdringen. Der Mann sah nach Südwesten, in Richtung der Kordillerenkette. Dort war es dunkel und schwarz wie in jeder Nacht hier oben.

Dann erst drehte der Mann sich um.

Es hätte ihm fast den Verstand geraubt.

Sekundenlang hockte er in seinem Schlafsack am Boden, unfähig, eine Bewegung zu machen.

Träumte er denn? War er erwacht, damit ein Alptraum ihn weiterquälte?

Nein, sagte er zu sich selbst. Die Hitze in der Luft war Wirklichkeit.

Und, bei allen Teufeln der Welt, dass die Hügel von Machu Picchu in Flammen standen, war ebenso wahr, wie er Nick Pensley hieß!

Plötzlich kam Leben in ihn.

Mit einem Ruck fuhr er aus dem Schlafsack. Wie benommen sah er auf die Flammen, die sich drei, vier Kilometer vor ihm auftürmten, als wollten sie alle Berge überragen und Wege und Felsen mit ihren gierigen Flammenmäulern in sich hineinschlucken.

Entsetzt sah Nick Pensley, dass diese Wand aus Flammen nicht vor der alten Stadt aus Stein und Felsen Halt machten.

In haushohen Bündeln sprangen die Flammen wie Riesenfackeln vom Berg weg, rollten wie Feuerräder den Hang herunter.

Und sie kamen auf dem Felsenweg geradenwegs auf die Camps zu!

Nick Pensley suchte nach keiner Erklärung für diese übernatürliche Erscheinung. Wonach er im Augenblick suchte, war nur Les Babos.

Nach wenigen Schritten, die er wie betäubt an der Baracke entlang machte, sah er den Mexikaner als zusammengerolltes Bündel am Boden liegen.

Er beugte sich blitzschnell hinunter und rüttelte den Mann.

»Teufel noch mal!«, rief der andere im Halbschlaf.

»Les!«, schrie Nick Pensley aus Leibeskräften. »Aufwachen! Großalarm! Du weckst sofort alle Männer!«

Nick Pensley glaubte schon, dass Les Babos sich wieder hinlegen wollte, um weiterzuschlafen. Aber da packte er ihn dermaßen energisch am Kragen, dass der Mexikaner erschreckt hochfuhr.

»Was ist?«, fragte er noch schlaftrunken.

Nick Pensley drehte den Körper des Mannes so, dass der andere das Feuer sehen konnte.

»Hombre!«, schrie der untersetzte, etwas gleichgültig wirkende Mann aus. Aber wie wendig und geschickt er war, sollten die nächsten Sekunden beweisen.

Er bückte sich und nahm etwas vom Boden auf.

Es war ein metallisch glänzender Gegenstand.

Den setzte er an die Lippen, und sofort erscholl ein ohrenbetäubendes Trompetensignal. Les Babos blies in das Mundstück der Trompete, dass ihm sämtliche Adern an den Schläfen schwollen und zu platzen drohten.

Beim dritten Trompetenstoß war bereits das gesamte Lager wach.

»Zehn Mann hierher, mit Spaten oder Schaufeln!«, schrie Les Babos in das entstehende Stimmengewirr.

Flüche ertönten, Schreie gellten durcheinander. Man fluchte auf amerikanisch, mexikanisch, französisch, flämisch, chinesisch und indianisch.

***

Nick Pensley hatte sich selbst inzwischen einen Spaten gegriffen und sich zu der ganz vorn grabenden Mannschaft gesellt.

Verbissen entriss er dem Boden einen Spaten voll Erde nach dem anderen, und bald türmte sich hinter ihm die erste kleine Mauer aus Erde und Stein.

Aber würden die Gräben und die winzig wirkenden Wälle ausreichen, um das wütende Feuer aufzuhalten?

Die Antwort erfuhr er sofort durch das Heulen der heranfahrenden Löschzüge. Vier riesige Tanks ergossen ganze Wasserfluten in die entstehenden Gräben. Les Babos hatte, wie immer, schnell geschaltet.

Zumindest für den Anfang konnte so dem Feuer Einhalt geboten werden.

Aber wie lange?

Verbissen grub Nick Pensley mit den anderen weiter.

Wie lange? dachte er wieder. Würden sie sich in Sicherheit bringen können? Würde es ihnen gelingen, die Vorräte zu retten? Die Lebensmittel? Die Hunderte von Fässern mit Öl und Benzin?

Was würde geschehen, wenn die brausende Flut aus Flammen und Vernichtung bis an die Lagerspeicher gelangen könnte?

Es war nicht auszudenken.

Nick Pensley hörte durch das Prasseln der Flammen, die bedrohlich

näher kamen, die harten und kurzen Befehlsworte von Les Babos.
»Los, Marco! Du nimmst den Sechstonner! Die Fässer zuerst! Und dann runter zum See damit, dort werdet ihr alles abladen. Das Lager wird verlegt, und wenn ein einziges Streichholz verbrennt, kriegt ihr vier Wochen keine gebratenen Affen mehr! Los, ihr Weinbergschnecken! Sonst mach ich euch Feuer im Hintern!«
Nick Pensley war zufrieden. Er selbst wusste nur zu gut, dass der Mexikaner die drohende Katastrophe besser in den Griff bekommen würde als er selbst. Er war der technische Leiter. Er war zuständig für den Wagenpark, für die Aggregate, für Stromversorgung und Wasserbeschaffung. Er hatte die Vorgänge bei der Ernte zu überwachen, und er überprüfte, ob der Versand der Waren vorschriftsmäßig durchgeführt wurde.
Aber dieser Les Babos!
Bei jedem Spatenstich hätte Nick Pensley einen Beruf anführen können, den dieser schwarzhaarige kleine Mann mit den wieselflinken Beinen ausfüllte.
Les Babos war der Lagerkoch, er war Jäger und Schneider und Schuster. Er hatte den letzten Bären in der Schlucht erlegt. Er trat mit einem Messer gegen einen ausgewachsenen Puma an. Er trank zwei Flaschen Tequila allein aus, und eine Flasche vom schärfsten Sangrita dazu, und so blieb er immer auf den Beinen.
Ein Teufelskerl, dachte Nick Pensley, und hieb mit seinem Spaten drauflos.
Aber wer, fragte er sich im gleichen Augenblick, wer war dieser andere Teufel? Dieser wirkliche Teufel?
Wer hatte diesen Höllenbrand gelegt?
Nick Pensley war überzeugt, dass ein Mensch allein diese satanische Tat nicht vollbracht haben konnte.
Aber wer stand dahinter?
Eine ganze Gruppe von Verschwörern? Es fanden sich ja immer wieder solche Hitzköpfe, die versuchten, die Amerikaner aus dem Land zu vertreiben.
Aber auch die Antwort auf diese Frage konnte sich Nick Pensley gleich selbst geben. Wäre dieser Brand ein Attentat, ein Komplott, ein Racheakt einer Gruppe von Menschen, so hätte man die Vorbereitungen zu dieser schandhaften Tat verfolgt. Ein Brand von solchem Ausmaß konnte nicht unentdeckt vorbereitet werden.
Nick Pensley erschauderte bei dem Gedanken an den Namen jenes Dämons, der dafür verantwortlich sein musste.
Aber seine Gedanken sprangen sofort weiter.
Nach der Sicherstellung der Campeinrichtungen würde die erste Aufgabe sein, diesem Dämon entgegenzutreten!
Aber wer sollte das tun? Wer würde nicht nur den Mut haben,

sondern auch über die nötigen übermenschlichen und geistigen Kräfte verfügen?

Dem Ersten Ingenieur der FRUIT CAMPS fuhr ein Name durch den Kopf.

Er hatte ihn in den letzten Zeitungsausgaben aus New York und anderen Städten in den Staaten gefunden. Mehrmals.

Da war die Rede von einem Mann, den ein geheimnisvolles Amulett in die Lage versetzte, selbst gegen die gefürchtetsten Geister anzutreten. Er hatte die Kraft, Dämonen aufzuspüren und sie unschädlich zu machen.

Und was da in den Zeitungen berichtet wurde, waren keine Ausgeburten sensationslustiger Reporter! Das waren handfeste Berichte mit Fakten und Beweisen!

Nick Pensley sah nach vorn. Scheinbar unaufhaltsam schob sich eine turmhohe Welle aus Rauch und Flammen auf die Camps zu.

Mit dem Mut der Verzweiflung gruben die Männer weiter, pumpten die Arbeiter an den Löschzügen mehr Wasser in die entstehenden Gräben.

Da fiel Nick Pensley der Name des Mannes ein, den er brauchte.

Er wusste, dass er sich an keinen anderen wenden konnte.

Zamorra hieß der Mann. Professor Zamorra. Ein Franzose.

Nick Pensley warf den Spaten von sich und lief mit Riesenschritten auf seine Baracke zu.

Er musste die Zeitungen finden, wo alles über den Vernichter der Dämonen berichtet war. Er brauchte seine Adresse.

Und er brauchte eine Möglichkeit, Zamorra zu benachrichtigen.

Wie er das bewerkstelligen sollte, wusste er zu dieser Stunde noch nicht.

***

Zamorra aber, der Mann, den selbst die Geister der Hölle und der Nacht fürchteten, wusste zu dieser Zeit nicht, dass es ein FRUIT CAMP in der Nähe des Machu Picchu gab.

Er kannte keinen Mann namens Nick Pensley. Er wusste nicht, dass ein paar hundert Menschen in Lebensgefahr waren.

Er wusste nichts von der gewaltigen Flammenglut auf dem Hochplateau von Peru. Er wusste aber, dass er bald irgendwo in der Welt gebraucht würde.

Und Nicole Duval, seine hübsche, zierliche Sekretärin, wusste, dass ihr Chef bereits eine solche Ahnung hatte.

Das Mädchen sah, wie Zamorras Hände das Amulett jetzt umklammerten. Die Augen des Professors schlossen sich. Nicole Duval ahnte, dass er irgendetwas lokalisieren wollte. Ein Ereignis musste sich abgespielt haben, das ihn in Erschütterung brachte. Zamorra war

der Magnet für neue Nachrichten. Er spürte oft den Ort eines Geschehens, noch bevor man ihm davon Mitteilung machte.

Jetzt kam er langsam auf seine Sekretärin zu.

Sie ließ die Füße aus dem Sessel langsam auf den Boden gleiten, zupfte ihren Rock zurecht und stand auf.

»Urwald«, sagte Zamorra leise.

Nicole Duval wartete, bis er mehr sagte. Auch jetzt noch galt es für sie zu schweigen.

»Viel Steine und Felsen. Und ein ganzes Meer aus Brand und Rauch und Feuer. Menschen eilen hin und her. Ich weiß es… ich sehe es genau … ich kann nur die Gegend nicht erkennen … rings um die Flammen ist dunkle Nacht …«

Nicole Duval ging auf ihn zu. Dicht vor ihm blieb sie stehen.

»Packe bitte meinen Koffer«, sagte der Professor und trat an den Kamin zurück. Es schien ihn zu quälen, dass er nicht mehr erkennen konnte. Nur schemenhaft sah er ein paar Gestalten, deren Gesichter beim Vorbeihuschen in grellrotes Licht getaucht wurden.

»Du sagtest Urwald«, kam Nicoles leise Stimme. Das Mädchen durfte jetzt sprechen, weil der Professor den Bann des Schweigens selbst gebrochen hatte. Seine Aufforderung, den Koffer zu packen, war wie die Mitteilung, dass sein Amulett ihm im Augenblick keine deutlicheren Bilder übermitteln würde.

Nicoles Pupillen weiteten sich vor Spannung, ihre Neugier stieg.

»Urwald und Berge? Vielleicht der Amazonas?«

Zamorra öffnete jetzt die Augen wieder vollends. Er legte das Amulett auf den Kaminsims zurück. Dann lächelte er seine Sekretärin an.

Es war ein unergründliches und doch viel sagendes Lächeln. Aber erst die Worte des Professors gaben Nicole Aufklärung über das, was ihr Chef damit ausdrücken wollte. »Nicole«, sagte er, es war halb gutmütig und halb tadelnd. »Weißt du, welche Ausmaße der Amazonas hat?«

»Nein, Professor.«

»Sehen Sie. Dieser Riesenstrom, der viele Namen hat, je nach dem Stamm der Urbewohner, ist zwar nicht der längste Strom der Erde, sondern…«

»Nein?«, fragte Nicole überrascht. »Ich war ganz sicher, dass der Amazonas…«

»Keineswegs«, erklärte Zamorra. »Glaub nur nicht, dass ich dir einen Vortrag in Geographie halten möchte, Nicole. Nur soviel: der längste Strom der Erde ist der Nil, so seltsam das vielen Menschen vorkommen mag. Aber es gibt keinen Strom der Erde, dessen Zahlen sich faszinierender anhören als die des Amazonas.«

»Sag ein Beispiel, Chef.«

»Ich will dich nicht mit Zahlen langweilen, Nicole. Nur sagen uns diese Zahlen im Augenblick, wie schwierig es für uns ist, den Ort des Geschehens zu finden, den ich auf metahypnotische Weise erblicken durfte. Jedenfalls ist der Amazonas mehr als sechseinhalbtausend Kilometer lang.«

»Dann finden wir den Ort nie, Professor.«

»Das hoffe ich doch, Nicole. Denn wir werden bald wissen, an welchen Punkt der Erde wir uns wenden müssen. Sollten wir den ganzen Amazonas absuchen müssen, dann würde unsere Zeit natürlich nicht ausreichen. Es sind nämlich allein in Brasilien weit über dreieinhalbtausend Kilometer Flusslauf. Außerdem muss es nicht der große Amazonas selbst sein. Es kann sich um einen seiner Nebenflüsse handeln, und davon hat er die stattliche Zahl von fast dreihundert. Und davon sind wieder einige länger und wasserreicher als etwa unsere kleine Rhône und der Rhein und die Mosel zusammen. Und wenn ich dir sage, dass die Mündung des Amazonas nicht etwa zweihundertfünfzig Kilometer lang, sondern *breit* ist, dann kann ich dein Erstaunen nur noch dadurch erhöhen, indem ich sage, dass zwischen seinen Mündungsarmen eine Insel liegt, die größer ist als die Schweiz. Aber wir werden den Ort finden, wo die Berge brennen«, schloss Zamorra.

»Wieso bist du dir da so sicher?«, sagte Nicole Duval.

»Weil ich einen bestimmten Mann gesehen habe«, gab Zamorra zurück. »Ich habe ihn nicht erkennen können, ich meine, dass ich sein Gesicht nicht gesehen habe. Aber der Mann stand vor einem Hubschrauber. Und ich habe deutlich seine Hände sehen können. Sie hielten eine Zeitung.«

»Und was hat die Zeitung mit Ihrer Vermutung zu tun, dass wir den Ort des fürchterlichen Brandes finden werden?«

»Weil es eine Zeitung aus den USA war, mit einem Artikel über einen gewissen Professor Zamorra und seine ebenso kluge, hübsche und mutige Sekretärin, die auf den Namen Nicole Duval hört.«

»Nein!«, entfuhr es dem Mädchen.

»Doch«, sagte Zamorra trocken. »Und wenn ein Mann vor einem brennenden Lager steht – oder einer verbrannten Pflanzung, oder was es sein mag, um einen Hubschrauber zu besteigen, dann wird er bestimmt Meldung machen wollen.«

»Oder Hilfe holen«, sagte Nicole, der die Ahnung des Professors plötzlich aufging. »Der Mann muss sich darüber sicher sein, dass der Brand nicht von Menschenhand gelegt wurde, sondern dass eine dämonische Kraft am Werke war. Und dann hat er sich an diesen Zeitungsartikel erinnert. Er hat das Blatt gesucht, hat unsere Anschrift gefunden und versucht nun, Verbindung mit uns aufzunehmen.«

»Gut kombiniert«, lobte Zamorra.

»Und wie will er das anstellen? Selbst wenn die Zeitungsleute deine Telefonnummer abgedruckt haben sollten, was ich für unwahrscheinlich halte, so wird er im Urwald nicht gerade alle Vorwahlnummern für Europa, Paris und Umgebung und für Château de Montagne verzeichnet finden.«

»Er muss zur nächsten Zentralstation fliegen, Nicole.«

»Hm. Die kann aber tausend Kilometer weit weg sein.«

»Möglicherweise. Wir werden warten müssen. Ich weiß aber, dass bald der Fernschreiber ticken wird – oder das Telefon wird läuten. Behalten Sie also beide im Auge – oder im Ohr, Nicole. Ich ruhe mich ein Stündchen aus. Und dann – vergessen Sie nicht, meinen Koffer zu packen.«

***

Nick Pensley, Les Babos und die Arbeiter der FRUIT CAMPS hatten alles andere zu tun als abzuwarten. Fieberhaft versuchten sie, der heranrollenden Feuergefahr Herr zu werden.

Die beiden Transportmaschinen waren bereits mit den wichtigsten und wertvollsten Messgeräten und Apparaturen beladen worden.

Da Start- und Landebahnen hinter den Camps direkt auf dem Wege lagen, den die fürchterliche Feuerwalze von den Bergen herunter genommen hatte, mussten alle Flugmaschinen zuerst in Sicherheit gebracht werden.

Jetzt hoben die Maschinen ab, die kleinere zuerst, eine größere gleich hinterher.

Pensley hatte angeordnet, dass alles, Geräte, Fahrzeuge, Material und Waren, hinter dem See verstaut werden sollte, einem für das Feuer wohl unüberwindlichen Hindernis. Es war ein ziemlich großer See, den der Urubamba-Fluss hinter einer Biegung zwischen zwei Gebirgsketten gebildet hatte.

Schon senkten sich die beiden Maschinen langsam in die tiefe Schlucht hinab. Es war kein ungefährliches Manöver, mitten in der Dunkelheit der Nacht. Selbst die aufmontierten Scheinwerfer und die Positionslampen konnten die felsige Umgebung nur schwach beleuchten.

Für Nick Pensley blieb keine Zeit, weiter an die Flugzeuge zu denken. Bis auf fünfhundert Meter etwa hatte sich das Feuer inzwischen herangefressen, als Les Babos wie von allen Furien gehetzt bei Pensley auftauchte.

»Die Tanks!«, rief er, und er machte ein völlig ungläubiges Gesicht dabei.

»Was für Tanks?«, rief Pensley durch das Prasseln des Feuers, durch das Schurren und Klicken der Spaten und Schaufeln ringsum.

»Die Haupttanks, Boss! Die großen Ölbehälter! Sie sind leer!«

»Was?«, schrie Pensley zurück. »Weißt du, was du da sagst? Dann können wir unser letztes Vaterunser beten, falls wir's überhaupt noch kennen.«

»Ratzeleer«, sagte Babos. »Und dabei wurden sie erst vorgestern gefüllt. Vierzigtausend Liter fasst jeder dieser Behälter. Und was das Merkwürdige ist: die Fülluhren zeigen beide noch einen Stand von fast Vierzigtausend an. Kein Leck in den Tanks, kein Loch, gar nichts.«

Nick Pensley sah sich um.

Die Arbeiter, Weiße, Mestizen und Indios, hatten inzwischen fast alle Vorräte und Waren auf die verschiedensten Lastwagen verladen. Er sah, wie eine Kolonne von Sattelschleppern, Lastwagen aller Art, Baggerwagen und anderer Fahrzeuge in Schlangenlinie vor den riesigen Reservebehältern vorfuhren.

Eine andere Kolonne fuhr bereits auf die steil abfallende Gebirgsstraße zu. Es war klar, was das bedeutete.

Die zweite Hälfte war auf dem Rückzug vor den Flammen. Und sie konnte fliehen. Die Fahrzeuge waren alle betankt.

Die erste Gruppe aber, die sich immer mehr den Ölspeichern näherte, musste für eine neue Fahrt erst aufgetankt werden.

Die Fahrer wussten also von der neuen Katastrophe noch nichts.

Und eine dritte Katastrophe musste vermieden werden. Diese würde aber unweigerlich eintreten, wenn die erste Gruppe nicht betankt werden könnte. Unermessliche Werte an Material, Vorräten und Lebensmitteln würden dann verloren gehen.

»Les!«, rief Nick Pensley.

Der Mexikaner drehte sich seinem Boss zu.

»Nimm den Jeep dort drüben, und fahr wie der Teufel! Du hältst den Trupp von Fahrzeugen an, der schon halb den Berg hinunter ist.«

»Was soll das, Boss?«

»Die Wagen sollen anhalten. Bis zum See hinunter braucht keiner eine ganze Tankfüllung. Also lass die Hälfte aus jedem Tank herauspumpen. Das Ganze wird in Kanistern den Berg heraufgefahren, damit die wartenden Wagen betankt werden können.«

»Die einzige Idee«, sagte Les Babos. Dann sauste er los.

Mit aufheulendem Motor fuhr der Jeep des Ingenieurs gleich darauf über den wie leergefegten Wagenpark der FRUIT CAMPS, auf die Gebirgsstraße zu.

Es war kein leichtes Unternehmen, an den schweren Lastzügen auf abschüssigem Gelände vorbeizukommen. Enge Serpentinen zwangen Les Babos immer wieder, hinter einem der Wagen zu bleiben.

Nur allmählich konnte er Wagen um Wagen überholen.

Dann kreischten die Pneus des Jeeps auf. Der Mexikaner hatte das wendige Fahrzeug mit einem scharfen Tritt aufs Bremspedal vor dem ersten Wagen zum Stehen gebracht.

»Was ist los, Les?«, brüllte der Fahrer des vordersten Lasters aus dem Fenster. »Meinst du, ich kann meine Kiste mit einem Ruck zum Stehen bringen, wie du deinen Gebirgsfloh? *Hombre*, ich wäre dir fast aufs Achterdeck geknallt.«

»Erzähl keine Opern, steig aus!« brummte Les Babos.

»Was ist denn los?«, fragte der Fahrer wieder.

»Sucht eure Schläuche zusammen, die ihr in den Wagen finden könnt. Los, und sagt das nach hinten weiter! Da oben steht die Hälfte unserer Fahrzeuge und hat keinen Sprit. Die Tanks sind leer.«

»Dann sollen sie doch auftanken, die Knallmänner!«, brummte der Fahrer.

»Nicht die Wagentanks, *camarado* – nein, die Haupttanks sind leer! Also los, mach schon. Raus, und dann die Hälfte aus euren Kisten gepumpt. Und ein bisschen mit *caracho*, wenn ich bitten darf.«

Babos sah, wie Fahrer und Beifahrer den Befehl nach hinten weitergegeben hatten und hier und da die ersten seine Anweisungen befolgten.

Der Auftrag des Mexikaners war in wenigen Minuten durchgeführt. Les Babos ließ seinen Jeep mit den gefüllten Kanistern beladen, dann bestimmte er einen kleineren Transporter dazu, die restlichen Behälter aufzunehmen. Der Fahrer sollte hinter der nächsten Kurve wenden. Dort wurde die Straße breiter und würde ihm erlauben, an der Wagenkolonne vorbei wieder bergan zu fahren.

Fauchend sprang der Wagen an und fuhr davon.

Les Babos wendete seinen Jeep auf der Stelle und brauste den Berg hinab.

Nick Pensley hatte inzwischen bekannt machen lassen, dass in den Haupttanks kein Sprit mehr zu holen war.

Daraufhin waren alle Fahrer mit ihren Maschinen zum Rand des Wagenparks gefahren, jedenfalls alle diejenigen, die noch ausreichend Benzin im Tank hatten, um Babos entgegenzufahren. So sparte er sich fast drei Kilometer des Rückwegs und konnte den Fahrern der wartenden Kolonne bald zu ihrem dringend benötigten Treibstoff verhelfen.

Nick Pensley war stolz auf den umsichtigen und zuverlässigen Mexikaner, der wieder einmal unter Beweis gestellt hatte, was in ihm steckte.

Fünf Minuten später war der riesige Fuhrpark der FRUIT CAMPS bis auf ein paar Mannschaftswagen und drei Jeeps leer.

Millionenwerte waren gerettet.

Aber Nick Pensley war noch nicht zufrieden.

Zwar waren die teuren Geräte in Sicherheit. Die billigen Holzbaracken sollten seinetwegen abbrennen. Die könnte man wieder aufbauen. Aber wer sollte die vielen Millionen Dollar der Ernte

ersetzen? Da standen die Baumwollfelder in voller Blüte. Da wuchsen Kartoffeln heran, auf vielen hundert Hektar Land. Da standen die vielen tausend Büsche von Kaffee, da war der Reis. Das meiste davon hatte man in jahrelanger, entbehrungsreicher Arbeit herangezogen.

Pensley ließ die Löschtrupps Wasser pumpen, bis die Lungen der Männer schon mehr und schwerer pumpten als die dicken Wasserschläuche.

Und die Wand des Feuers kam heran, immer wilder und immer näher.

Aber plötzlich schien das Tempo des Brandes langsamer zu werden.

Woran sollte das liegen?

Pensley sah nach vorn, der ungeheuren Walze aus Feuer entgegen.

Das ganze Gebirge schien zu brennen. Das Feuer hielt sich also auch dort, von wo es kam.

Da kam dem Ingenieur blitzschnell die Erkenntnis über die Ursache des Feuers. So wütend, so ungeheuerlich, so alles verschlingend konnte nur ein Feuer brennen, das man künstlich zu einem Dauerbrand gemacht hatte.

Es war unmöglich, dass Gestein so lange glühte und brannte! Und eine Eruption, ein Erdbeben, das glühende Magmamassen über die Bergspitzen schleudert, war unmöglich in dieser Gegend.

In dem Augenblick, als die Erkenntnis über den Ersten Ingenieur der FRUIT CAMPS kam, trat Les Babos wieder an seine Seite.

»Sieh mal«, sagte Pensley knapp.

»Was meinst du, Boss?«, fragte der Mexikaner.

»Da vorn, die Feuerwand. Sie ist langsamer geworden.«

»Und woran liegt das?«, fragte Les Babos weiter.

Nick Pensley antwortete nicht direkt. Er deutete mit der Hand weit vor sich.

»Und was ist das da vorn, drei bis vier Kilometer weg?«

»Da brennt der Berg, und ringsum brennen alle Felsen.«

»Siehst du, Les. Und warum hört das Feuer dort nicht auf und kommt gleichzeitig zu uns herüber? Es muss rund zwanzig Quadratkilometer bedecken.«

»Keine Ahnung«, sagte Pensleys rechte Hand der Camps.

»Da hat einer ein Feuerchen gemacht«, knirschte Pensley durch die Zähne. »Und zwar mit unserem Sprit, den wir vermissen.«

Les Babos starrte seinen Chef mit offenem Munde an. Nicht, dass er an dessen Verstand zweifelte. Aber die Vorstellung, dass jemand über achtzigtausend Liter Benzin in eine Höhe von rund viertausend Meter getragen haben sollte, ging über seine Vorstellungskraft.

»Das ist unmöglich, Boss. Wer soll das zustande gebracht haben? Das schaffst du nicht mit hundert Männern. Die kippen dir um, dort oben, weil ihnen unter ihrer Last die Luft wegbleibt.«

»Das waren keine Männer« sagte Pensley halb abwesend. »Nicht zehn, und nicht hundert, und auch nicht tausend.«

»Nicht?«, fragte Les Babos verdattert, und ihn konnte doch nichts so leicht aus der Fassung bringen. »Wenn also keine halbe Armee von Männern, die sich vor uns hätte unsichtbar machen müssen, diesen Superbrand gelegt hat – wer war es dann, nach deiner Meinung.«

»Das war ein Teufel«, gab Pensley zur Antwort. »Und ich weiß nicht genau, wie sein Name ist. Ich ahne es nur.«

»No, hombre«, meinte Les Babos mit einem hintergründigen Lächeln. »Das schafft auch nicht der Teufel.«

»Ich glaube, du hast Recht, Les«, sagte der Ingenieur. »Und ich bin sicher, dass ihm seine Großmutter dabei geholfen hat. Los jetzt, Sand ins Feuer. Es kommt, und wir werden es niederzwingen.«

***

Nicole Duval wartete inzwischen vergeblich auf einen Anruf, eine Nachricht oder irgendeine Neuigkeit. Sie hatte ja keine Ahnung von dem Ausmaß des Brandes, von der ganzen zeitraubenden Verwicklung der Katastrophe am Machu Picchu.

Ein wenig schläfrig lehnte sie sich in einem Sessel zurück und hoffte noch immer, ihrem Chef bald etwas Neues mitteilen zu können. Aber die Nachtstunden rannen dahin, ohne dass sich etwas ergab.

Als Zamorra, von einer inneren Unruhe gepackt, kurz nach Mitternacht erwachte, sah er im Geiste noch einmal die Bilder vor sich, die sein Amulett ihm am Abend vorher vermittelt hatte.

Grübelnd lag er in seinem Bett. Fast eine Stunde lang versuchte er, den Ort des gewaltigen Feuerbrandes zu lokalisieren. Es konnte ihm einfach nicht gelingen. Zu groß war die Entfernung zwischen seinem Wohnsitz und der Stätte des Grauens. Zu weitläufig waren die langen Ketten der Kordilleren, die feuchtdunklen Massen des Urwalds rings um den Amazonasstrom.

Zamorra musste sich fügen. Er hatte abzuwarten, bis jemand sich meldete und ihn um Hilfe bat.

Diese Unsicherheit, dieses Nichtstun machten ihn nervös.

Gegen ein Uhr endlich erhob er sich. Er ging ins Bad und erfrischte sich unter der Dusche. Dann ging er zurück ins Ankleidezimmer, wählte einen leichten Anzug und ein frisches seidenes Hemd.

Gleich darauf ging er hinunter in die geräumige Bibliothek. Ein leichter Schreck durchfuhr ihn, als er Nicole schlafend vorfand.

Er rüttelte sie sanft an der Schulter.

Die Sekretärin war sofort hellwach.

»Entschuldigung, Chef«, sagte sie. »Ich bin wohl etwas eingenickt.«

»Und ich habe schon befürchtet, du hättest fest geschlafen.«

Nicole sah auf die Uhr und schüttelte den Kopf.

»Nein, bestimmt nicht. Ich habe noch vor einer Minute auf die Uhr gesehen.«

Zamorra war beruhigt. »Hoffen wir, dass nicht ausgerechnet in dieser Minute ein Anruf kam.«

»Ich hätte es bestimmt gehört, Chef«, meinte Nicole. »Ich war nur in einem ganz kurzen Halbschlaf, und ich habe sogar deine Schritte auf der Treppe gehört, als du heruntergekommen bist.«

Diese Bemerkung beruhigte den Professor vollends.

Er trat vor den Kamin. Nicole sah, wie er fast mechanisch wieder zu seinem Amulett griff, dessen magische Kräfte sie sich niemals recht erklären konnte.

Sie sah, wie Zamorra die Augen schloss. Sie erkannte, wie es in ihm arbeitete. Sie spürte seine ganze innere Unzufriedenheit. Der Zustand des Wartens war für ihn wie eine Strafe. Sie kannte den Tatendrang ihres Herrn und Meisters sehr wohl.

Er war ein Mann der Tat. Der Feind jeder Gewalt, der er notfalls mit der ganzen Kraft seines Geistes und seines Körpers entgegentrat. Er liebte es, das Übel bei der Wurzel zu packen. Er zog es vor, in die abgründigsten unterirdischen Höhlen hinabzusteigen, um die Dämonen zu stellen, als auf einen Hinweis zu warten.

Zamorra ging in Gedanken alle Länder ab, wo das Ereignis sich abspielen konnte. War es in Brasilien? Oder Bolivien? Peru? Oder war es weiter dem Norden zu, oder dem Nordwesten?

Kolumbien vielleicht? Oder Ecuador?

Es gab im Augenblick keine Antwort darauf.

Am liebsten hätte sich der Professor gleich auf den Weg gemacht.

Minutenlang erwog er diese Möglichkeit. Er könnte voranfliegen.

Nach Bogota. Oder nach Lima. Oder nach Rio zumindest.

Man könnte ihn dann dort erreichen. Er könnte sich auf dem Flugplatz ausrufen lassen. Eine Chartermaschine nehmen, um ins Zentrum des Geschehens zu fliegen.

Aber er verwarf den Gedanken. Was wäre, wenn er zum Beispiel im Norden landete, und der Ort des dämonischen Feuers läge weit im Süden, nahe der argentinischen Grenze etwa? Dann hätte er nochmals einige tausend Kilometer zurückzulegen. Und jede Minute war kostbar.

»Du möchtest am liebsten gleich losfliegen, nicht wahr, Professor?«, fragte Nicole Duval in die grüblerische Stille hinein.

Zamorra nickte nur.

»Wir warten noch«, sagte Zamorra schließlich zu seiner Sekretärin.

»Es wäre unüberlegt, ohne Ziel und Plan abzufliegen. Wir warten noch auf eine Nachricht, Nicole. Ich bin sicher, dass sie kommt. Hoffen wir, dass es bald geschehen wird. Sonst hält es mich hier nicht mehr. Aber ich müsste ins Ungewisse fliegen. Warten wir also. Du

solltest noch eine Stunde schlafen, und ich horche inzwischen auf Fernschreiber und Telefon.«

Gedankenverloren setzte er sich in einen Sessel unweit des Kamins.

Als er nach wenigen Minuten zu Nicole hinübersah, war sie eingeschlafen. Sie hatte die Beine in ihrer üblichen Art wieder angezogen.

Sie lag ein wenig seitlich in dem tiefen Sessel. Ihr Rock gab den Blick auf ihre langen schlanken Beine frei und bedeckte gerade ihre Knie.

Nicole hatte beide Arme wie schützend auf ihre Schultern gelegt.

Zamorra sah das als Zeichen dafür an, dass sie vom langen Warten übernächtigt war und fröstelte. Er stand auf, ging hinüber zu dem langen Sofa. Dort lag eine warme Decke aus feinem Mohair. Zamorra nahm sie und deckte Nicole fürsorglich damit zu.

Als er zu seinem Sessel zurückging und Platz nehmen wollte, ertönte die Klingel des Telefons.

Das schrille Läuten inmitten der nächtlichen Stille wirkte wie ein Alarmsignal, wie ein Hilferuf aus einer anderen Welt.

***

Noch immer kämpften die Männer der FRUIT CAMPS mit aller Verbissenheit gegen die herannahenden Flammen.

Inzwischen wussten Nick Pensley und Les Babos mit Sicherheit, dass irgendeine übermenschliche Kraft die vielen Tonnen Benzin aus den Hochtanks hinauf in die Berge geschleppt haben musste.

In der Nähe der Lager schien die Wand aus Feuer und Rauch plötzlich still zu stehen. Die Berge im Umkreis von Kilometern standen wie unheimlich wirkende Fackeln in den dunklen Räumen der Nacht. Es war sicher, dass der Dämon und seine Helfer – falls er solche hatte – nicht direkt in die Nähe der Lager kommen wollten, um ihren Plan nicht frühzeitig zu verraten.

So standen die Flecken und Lachen aus öligem Benzin nur überall dort in den Felsnischen und Bergritzen, die sich direkt um den Machu Picchu hinzogen. In der Nähe der Camps aber hörten die Ölspuren auf, und deswegen schien die gewaltige Feuerwand plötzlich zum Stehen zu kommen.

Aber Pensley und Les Babos ließen sich nicht täuschen.

Sie wusste, dass selbst in dieser Höhe, und auch außerhalb der Pflanzungen, noch spärlicher Gras und Pflanzenwuchs vorhanden war. Die Flammen, die ihren Weg von den Picchus, den steinigen Gipfeln, herunter zum Lager gefunden hatten, würden sich, wenn auch nur langsam, noch weiterfressen.

Und überdies wussten der Ingenieur wie auch der Mexikaner, dass ein aufkommender Wind genügen würde die Katastrophe zu vergrößern und zu beschleunigen.

Pensley schickte eine Reihe von Männern mit Asbestanzügen in die vordersten Reihen. Er biss die Zähne aufeinander und beobachtete die langsam sich nähernde Feuerwand.

Noch zwanzig Meter trennten den hektisch ausgehobenen Wassergraben von dem Feuer, das wie eine dickflüssige, zähe Flut herankroch.

Noch fünfzehn Meter jetzt bis zum Graben. Noch dreizehn Meter, noch zehn.

Da rief Nick Pensley einen neuen Befehl.

Im Nu richteten sich alle Schläuche der Löschzüge wie gewaltige Wasserwerfer auf den herankriechenden Feind.

Der erste Anprall des Wassers ließ die Feuerwand ein wenig niedersinken. Sie schien zusammenzuschmelzen. Aber neue Wogen aus Rauch und benzingespeistem Feuer drängten nach.

Jetzt war die Wand auf fünf Meter heran.

Die Männer an den Löschzügen gaben ihr bestes, aber sie konnten den ungeheuren Druck der heißen Wogen nicht aufhalten.

Zischend fuhren ihre Wassergarben in die Feuersflut, aber die Flammen bissen sich ihren Weg nach vorn.

Schon hatten die ersten Wogen den Wassergraben erreicht. Es war als ob ein ganzer Fluss durch einen ungeheuren Hexenkessel zum Kochen gebracht würde. Gischtend fuhren die Wassersäulen auf und wurden zu siedenden Fontänen aus Dampf.

Die Millionen kleiner Kristalle aus Wasserdampf senkten sich langsam nach unten, überdeckten die Flammen. Aber nur langsam wurden die Massen des Feuers erstickt.

Zwei Stunden lang kämpfte der ganze Trupp noch gegen die nächsten herankriechenden Feuerwände. Dann leckten die Flammen nur noch an den Rändern des Wassergrabens.

Der Weg des Feuers war unterbrochen.

Nick Pensley sah sich um. Er sah in die Dunkelheit vor sich. Dort lagen die neuen Pflanzungen, die Versuchsfelder, die ertragreichen Gebiete, die Hunderttausende von Menschen ernähren konnten.

Die Ernten waren gerettet.

Nur drüben, hinter dem feierlich aufragenden Felsen der alten Inkastadt, standen noch die turmhohen Fackeln des Feuers, wie Mahnmale zum Himmel gerichtet.

Nick Pensley sah auf die Uhr.

Es war halb fünf am Morgen. Drüben, hinter den Schluchten des Urubamba-Flusses, ging die Sonne auf.

Sie wirkte glanzlos und matt gegen die mächtigen Fackeln, die noch überall in den Bergschluchten standen. Einen ganzen Tag noch sollte es dauern, bis sie verglüht waren.

»Ist der Hubschrauber betankt?«, fragte Nick Pensley.

Les Babos nickte.
»Du fliegst aber nicht, Boss«, sagte er ruhig.
Der Ingenieur sah fragend auf seinen besten Vorarbeiter.
»Ich weiß, wo der Boss hin will«, sagte er grinsend. »Du willst nach Cuzco. Entweder zur Polizei, oder zur Poststation. Ich habe die Zeitung in deinen Händen gesehen. Mit einem Bild jenes Professors. Zamorra, nicht wahr, so ist sein Name? Und wenn du ihn rufen willst, dann weiß ich auch, wen du für das Feuer verantwortlich machst. Es ist der Dämon, der schon den Spaniern das Leben zur Hölle machte, als sie das Land der Inkas erobert haben.«
»Du weißt?«, fragte Nick Pensley erstaunt.
»Ich habe beobachtet, wie du die Zeitungen gelesen hast. Und ich weiß, dass du an *Fuego Bravo* denkst. Habe ich Recht, Boss?«
Nick Pensley sah Les Babos fest in die Augen.
Das Wort war heraus.
FUEGO BRAVO. Das »Wilde Feuer«. Der Dämon, den die Spanier mehr gefürchtet hatten als alle Götter und Teufel zusammen.
»Boss wird nicht fliegen«, meinte Les Babos. »Boss ist kein Dämon. Du bist in zwei Stunden unten in Cuzco. Nun, und dann? Alles zu, alles verschlossen. Die Beamten sind Nachfahren der Spanier. Sie schlafen noch. Sie schlafen sich aus. Morgen ist auch noch ein Tag – du kennst das Wort. Du wirst nicht fertig mit ihnen. Du kannst sie nicht aufscheuchen. Ich aber werde ihnen einheizen, bis sie alle Telefone zum Glühen bringen. Ja, caramba, Les Babos wird die Schlafmützen aufmöbeln. Du lässt mich fliegen, Boss, ja?«
»Gut«, sagte Nick Pensley. »Du kannst mit den Peruanern besser umspringen als ich. Also fliege, und mach die Typen in Cuzco drü- ben munter. Versuche, diesen Zamorra zu ereichen. Wir brauchen ihn dringend. Denn wir wissen nicht, was *Fuego Bravo* noch im Schilde führt. Hier, nimm diese Zeitung mit. Die berichtet am ausführlichsten über Zamorra. Du musst ihn so schnell wie möglich erreichen.«
»Ich bin schon weg, Boss«, sagte der Mexikaner und ging zum Hubschrauber.

***

Der Flug bis Cuzco dauerte, wie vorausgesagt, runde zwei Stunden.
Schon bald erkannte Les Babos im Licht der aufgehenden Sonne die Hügelkette vor der Stadt. Er suchte einen geeigneten Platz zum Landen.
Da er keine Zeit verlieren wollte, nahm er die erstbeste Gelegenheit wahr, um den Hubschrauber zur Erde zu bringen. Es war eine parkähnliche kleine Wiese, an deren Rändern Büsche mit bunten Blumenstauden standen.
Les Babos sicherte das Fluggerät, schloss ab und stieg aus. Bis zur

nächsten Straße waren es nur wenige Meter.

Auf einem kleinen Platz vor sich sah er ein Taxi stehen.

Er rannte darauf los und rüttelte den Fahrer aus dem Schlaf.

»Los, *amigo*, zur Präfektur«, kommandierte er.

»Ay, Polizei?«, fragte der Fahrer schlaftrunken.

Erst ein Schein von hundert *Sol de oro*, der hiesigen Landeswährung, machte den Fahrer munter. Er wollte danach greifen, aber der Mexikaner war auf der Hut.

»Zur Präfektur«, wiederholte er. »Dann gehört der Schein dir.«

Der Fahrer brauste los, als wäre das nach Wochen sein erster Verdienst.

Gierig griff er nach dem Schein, als sie nach wenigen Minuten vor der Präfektur hielten.

»Warte hier, *amigo*«, sagte Les Babos zum Fahrer. »Du bringst mich dann zurück zu meinem Hubschrauber, *claro*?«

Der Fahrer nickte eifrig und machte sich's hinter dem Steuer bequem. Für hundert *Sol de oro* wartete er gern mehrere Stunden.

Les Babos raste auf das Gebäude zu.

Er betrat ein Zimmer, an dessen Tür »Capitan Lorenzo« geschrieben stand. Aber er traf den Beamten nicht an, der der richtige Mann für ihn gewesen wäre.

Ein junger Leutnant fragte den Mexikaner, warum er so früh störe.

»Wo ist der Capitan?«, fragte Les Babos, statt eine Antwort zu geben.

»Ist weg«, sagte der junge Beamte, erhob sich träge und ordnete die Knöpfe seiner Uniformjacke. »Ist weggeflogen. Mit zwölf Mann. Wegen des großen Feuers. Haben Sie nicht gehört davon, Señor?«

Les Babos blieb der Mund offen stehen.

»Leutnant – Sie sprechen doch nicht etwa von dem Feuer am Machu Picchu?«

»Genau von dem«, war die knappe Antwort.

»Und woher… woher wissen Sie das?«

»Ein Indio kam her. Sie haben es über die Berge weitergegeben, durch Feuerzeichen. Wir wussten es schon vor drei Stunden. Und seit zwei Stunden ist Capitan Lorenzo unterwegs.«

»Diablo!«, schimpfte Les Babos. »Und was will er dort oben, mit seiner Streitmacht, he?«

»Er will die verd… – Verzeihung! Er will die *bandidos* fangen, die das Feuer gelegt haben. Es handelt sich um das Gebiet der neuen Pflanzungen.«

»Die FRUIT CAMPS«, sagte Les Babos. »Ich weiß, ich weiß, Leutnant. Ich bin dort erster Vorarbeiter. Und ich bitte Sie dringend, mich zum Telegrafenamt zu begleiten. Ich muss dringend mit Europa telefonieren oder ein Telex aufgeben. Ich brauche die Hilfe der Polizei dazu, denn die Burschen schlafen bestimmt noch um diese Zeit.«

»*Si, si.* Aber was wollen Sie von Europa?«

»Den Mann, der den Brandstifter fängt.«

»Wie bitte?«, fragte der Leutnant gedehnt.

»Fragen Sie nicht – kommen Sie lieber«, sagte Les Babos ungeduldig und wartete gar nicht erst ab. Er hatte nicht die Zeit, sich auf lange Erörterungen einzulassen.

Ziemlich widerwillig knöpfte sich der Leutnant seine Dienstjacke vollends zu. Dann folgte er dem Mexikaner, der schon zur Tür hinaus war. Nur die Erwähnung des Namens der FRUIT CAMPS machte ihn ein wenig williger und diensteifriger.

Unterwegs berichtete Les Babos, dass es sich keineswegs um Banditen handelte, die das Riesenfeuer in den Bergen entzündet hatten.

Ungläubig sah der Polizeibeamte auf den Vorarbeiter.

»Woher wollen Sie das wissen, Señor?«

»Weil das Feuer mit achtzigtausend Litern Benzin angefacht wurde«, erklärte der Mexikaner. »Und die schleppt auch kein Bandit in viertausend Meter Höhe.«

Etwas belustigt musterte der Leutnant seinen Besucher.

»Und wen haben Sie in Verdacht?« fragte er schließlich.

»El Fuego Bravo«, sagte Les Babos kurz.

Die Worte verfehlten ihre Wirkung auf den jungen Leutnant nicht.

Selbst die nüchternsten, sachlichsten Menschen unter den Weißen erschraken, wenn die Rede auf den alten Dämon der Indios kam, der schon zur Zeit der Eroberung ganze Truppen ausgelöscht oder in die Flucht geschlagen hatte.

»Kommen Sie«, sagte er zu Les Babos und verdoppelte seine Schritte.

Bald waren sie an der Hauptpost angelangt.

Wie erwartet, gab es keinen Nachtschalter. Niemand war zu sehen. Das Gebäude war zwar geöffnet, aber alle Schalter waren noch unbesetzt.

»He!«, rief der Leutnant. »Polizei! Ein dringendes Telefonat, bitte!«

Niemand hörte darauf, niemand ließ sich sehen.

Les Babos trat von einem Fuß auf den anderen.

Verdammte Warterei! dachte er. Minute auf Minute verging. Und in jeder dieser Minuten konnte *Fuego Bravo* neues Unheil anrichten.

Wer weiß, wie seine unheilvollen Pläne aussahen!

Endlich schlurfte ein Postbeamter in die Schalterhalle.

»Señores?«, fragte er gedehnt. Es war nicht zu übersehen, dass er gerade aus seinem morgendlichen Büroschlaf erwachte.

»Eine Verbindung mit Europa, bitte«, sagte der Leutnant an Stelle des Mexikaners. Er hoffte, dass seine Uniform den Mann in Bewegung bringen würde. Aber darin sah er sich getäuscht.

»Geöffnet ab acht Uhr dreißig, Señor«, sagte er gähnend.

»Hören Sie, es geht um ein Verbrechen!«, schnauzte der Leutnant los.

»Also gut«, sagte der Beamte schließlich. »Ich werde versuchen, die Verbindung herzustellen. Europa, sagten Sie?«

»Si, si, si, si!«, rief der Leutnant ungeduldig. »Frankreich.«

»Die Nummer, bitte.«

Zamorras Telefonnummer war wohl in einer der Zeitungen abgedruckt, von einem Reporter angegeben, der immer jedes kleinste Detail erforschte.

»No, no!«, sagte der Schalterbeamte. »Das ist die Rufnummer, nicht wahr? Ich brauche die Vorwahl für Europa, dann die Vorwahl für das Land, dann die Vorwahl für die Stadt, dann die Vorwahlnummer für den Bezirk…«

»Sie lahmer Heini!«, brüllte Les Babos da los, der nicht länger an sich halten konnte. »Wollen Sie auch noch die Nummer des Erdgeschosses, des ersten bis vierten Stockwerks, der Küchen und Keller und…«

»Nicht erregen, *prego, Señor*«, sagte der Beamte in aller Seelenruhe.

»Die Nummern sind nötig. Ich habe sie nicht.«

Es war unfassbar!

Und Les Babos stellte sich vor, wie inzwischen der Dämon von neuem zuschlug. Und Zamorra, der einzige Mann, den er brauchen konnte, saß viele Tausende von Kilometern weit weg.

»Sie sind die Post«, sagte er mit schlechtester Laune. »Also müssen Sie die Nummern doch zur Verfügung haben. Wo sind die Listen und Bücher?«

»Brauchen wir nicht«, sagte der Schalterbeamte.

»Diablo!«, schrie Les Babos. »Sie müssen doch die Telefonbücher haben!«

»Haben wir einmal gehabt. Haben wir nicht mehr. Brauchen wir nicht. Kommt nicht vor, dass jemand nach Europa rufen möchte, Frankreich und so.«

»Ja, zum verdammten Kuckuck noch mal!«, schrie Les Babos wieder. »Einer muss doch die Nummern vermitteln können!«

»Ja, das geht.«

»Dann reden Sie doch nicht herum!«, mischte sich der Leutnant wieder ein. Die stoische Ruhe des Mannes hinter dem Schalter machte ihn nervös und aufgebracht. Er hieb mit der Faust auf das Sehalterbrett.

»Ich könnte Lima anrufen«, schlug der Beamte vor. »Die haben alle Nummern, drüben in der Hauptstadt.«

»Dann rufen Sie doch endlich an!« sagte der Leutnant.

Der Beamte sah auf seine Uhr.

»Geht nicht«, meinte er schließlich. »Auskunft erst ab neun Uhr. Keiner am Schalter, Señor.«

Les Babos glaubte, in die Luft gehen zu müssen.

Der Beamte zuckte bedauernd die Schultern.

»*Atender, Señores* – Sie müssen abwarten. Setzen Sie sich solange. Ich werde die Verbindung versuchen.«

***

Les Babos konnte sich nicht setzen, obwohl die Erklärungen des Beamten ihn fast von den Beinen geholt hätten.

Zamorra… das Feuer … der Dämon … die Zeit … die kostbare Zeit! Das waren die einzigen Begriffe, die der Mexikaner noch denken konnte.

Der peruanische Schalterbeamte wählte mechanisch und ohne große Lust die Nummer des Amtes in Lima.

Als er das Tuten im Apparat hörte, legte er gleich wieder auf.

»Die Auskunft ist noch nicht besetzt«, sagte er zu der Bank hinüber, auf der der Leutnant Platz genommen hatte. Davor ging Les Babos aufgeregt auf und ab. Ihm schien jede Sekunde länger als eine ganze Stunde zu sein.

Nach einer Weile vergeblichen Wartens erhob sich der Polizeioffizier.

»Ich werde besser in die Präfektur zurückgehen«, sagte er. »Ich werde hier doch nicht mehr gebraucht.«

»Gracias«, antwortete Les Babos nervös. »Danke, dass Sie mir geholfen haben.«

»Und was werden Sie tun, wenn die Verbindung zustande gekommen ist?«

»Ich fliege sofort zu den Camps zurück«, gab der Mexikaner zurück. »Ich bin mit dem Hubschrauber hier.« Der Offizier wünschte dem Vorarbeiter viel Glück und verließ das Postgebäude von Cuzco.

Les Babos drängte den Schalterbeamten immer wieder zu neuen Versuchen, eine Verbindung mit der Auskunft in Lima zustande zu bringen. Aber es vergingen weitere wertvolle Minuten. Zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten.

Nach einer halben Stunde endlich erreichte der Mann hinter dem Schalter die Auskunft in der Zentrale von Lima.

»Hier Postamt Cuzco«, sagte der Beamte. »Ich benötige im Auftrag der Polizei dringend eine Rufnummer in Europa. Können Sie mir behilflich sein?«

Ein kurzes Schweigen, das Les Babos noch nervöser machte.

Doch dann sah er, wie der Beamte nach Zettel und Bleistift griff. Er sah, wie der Beamte die ersten Zahlen aufschrieb. Er wusste ja, dass die gesuchte Nummer einen Anschluss in Frankreich darstellte.

Les Babos hatte die Zeitung auf dem Schaltertresen liegen lassen.

Der Beamte griff jetzt danach.

Der Mexikaner hörte ihn sagen: »Si, Château de Montagne… welches Departement? … einen Moment, bitte … hier ist es: es liegt an der Loire … also entweder Departement Haut-Loire oder Basse-Loire.

Genau kann ich es nicht sagen. *Si, si*, ich warte …«

Endlich, nach einer weiteren Minute, hatte der Beamte die vollständigen Vorwahlnummern beisammen. Er winkte Les Babos zu.

Aber der war schon aufgesprungen und stand bereits vor dem Schalter.

»Prego«, sagte der Beamte. »Gehen Sie in die Zelle Nummer Vier. Wenn es klingelt, heben Sie ab. Ich muss die Nummer von hier aus vermitteln, und es kann noch ein paar Minuten dauern.«

Es dauerte nochmals eine Viertelstunde, bis die Verbindung zustande kam.

Dann läutete es in der vierten Zelle der Fernsprecherhalle, und Les Babos hob gespannt den Hörer ab.

Er sollte staunen, in welch kurzer Zeit sein langes Warten wettgemacht wurde.

»Zamorra«, hörte er die Stimme des Professors. Er musste angestrengt hinhören. Die weite Entfernung ließ die Stimmen ziemlich unwirklich klingen, verschmolz sie mit einem leisen Singen und Knacken in der Leitung.

»Si, Señor«, beeilte Les Babos zu sagen. »Ich bin der Vorarbeiter von den FRUIT CAMPS, und ich möchte…«

»Verlieren Sie keine Zeit«, sagte Zamorra im Befehlston. »Mein Koffer ist gepackt, meine Sekretärin ist bereit. Wir starten sofort, wenn wir die genauen Positionen von Ihnen haben.«

Les Babos glaubte zunächst, sich zu verhören.

»Aber, *Señor*, woher wissen Sie,…«

»Das ist jetzt unwichtig«, sagte Zamorra. »Sie sind der Mann mit der Zeitung, nicht wahr?«

»Zeitung?«, fragte Les Babos überrascht.

»Natürlich. Ich habe Sie gesehen, wie Sie die Zeitung in der Hand hielten. Und darin war ein Artikel über mich und Nicole Duval abgedruckt. Habe ich Recht?«

Les Babos hatte in seiner Verwirrung sogleich angefangen, in seiner Muttersprache zu reden. In den Camps wurde vorwiegend Englisch gesprochen, aber die vollkommene Perplexität des Mexikaners ließ ihn zu dem vertrauteren Spanisch Zuflucht nehmen. Er bemerkte nicht einmal, dass Zamorra sich auch in dieser Sprache auskannte.

»Si, profesor«, sagte er mit einem Würgen in der Kehle. »Es handelt sich um eine große Brandstiftung, einen Riesenbrand…«

»Hombre!«, schrie Zamorra am anderen Ende der Leitung. »Ich sage Ihnen doch, dass ich alles gesehen habe! Sie sollen mir nur den Ort angeben!«

Wieder glaubte de Mexikaner, nicht richtig zu hören.

»FRUIT CAMPS, Peru«, sagte er matt. »Ganz nahe am Machu Picchu.«

»Das ist wenigstens eine Auskunft«, sagte Zamorra. »Wie finde ich zu

Ihnen hin? Soll ich eine Maschine nach Rio nehmen?«

Blitzschnell dachte Les Babos nach. Zamorra musste mit dem Flugzeug über den Atlantik kommen. Also aus nordöstlicher Richtung.

Dafür aber lag Rio de Janeiro viel zu weit südlich!

Les Babos überrechnete sekundenschnell die einzelnen Flugzeiten.

»No, profesor«, sagte er dann. »Rio ist ein großer Umweg für Sie. Das kostet etliche Stunden. Fliegen Sie nach Caracas. Auf dem Flughafen werden Sie eine Chartermaschine nach Iquitos bereit finden. Also zuerst von Venezuela nach dem Nordosten von Peru. Ich werde Sie selbst mit einer zweiten Maschine auf dem Flugplatz von Iquitos erwarten. Ich schätze, das wird übermorgen früh sein, also werde ich morgen im Laufe des Nachmittags hinauffliegen.«

»Also Caracas«, wiederholte Zamorra. »An wen wende ich mich dort?«

»Fragen Sie bitte am Schalter der Iquitos-Linie. Dort wird man Ihnen Bescheid geben. Und mein Name ist Les Babos. Sie brauchen nur in der Flughafenkantine von Iquitos nach mir zu fragen.«

»Iquitos… Les Babos«, wiederholte der Professor. »Ich werde da sein, *Señor*.«

Les Babos stammelte einen Dank und hörte, wie die Verbindung unterbrochen wurde. Dann wankte er vollkommen benommen aus dem Postgebäude.

Der Beamte musste ihn zurückrufen und ermahnen, die Gebühren für das Ferngespräch zu zahlen.

»Verzeihung!«, sagte der Mexikaner. »Hatte nicht die Absicht, mich aus dem Staube zu machen.«

»Was ist denn los, Señor? Sie sehen plötzlich ganz blass aus.«

»Ist das ein Wunder?«, fragte der Vorarbeiter der FRUIT CAMPS zurück. »Er wusste schon fast alles.«

»Wer wusste was?«, wollte der Beamte wissen.

»Zamorra, verstehen Sie? Der Mann, den ich angerufen habe, in Frankreich. Er wusste, dass ich die Zeitung hier gelesen habe. Und er wusste auch, dass die Berge brennen. Er hat es gesehen, Señor!«

Der Beamte glaubte, eine Halluzination zu haben.

Aber der Mann war echt. Und er zahlte mit einem echten Tausend-Sol-Schein. Trotzdem beeilte sich der Beamte, das Geld an sich zu nehmen und dem Fremden das Wechselgeld hinzulegen.

Als Les Babos auf die Straße trat, kroch der Beamte hinter seinem Schalter hervor und lief zur Tür. Er sah, wie der seltsame Kunde zwei Straßen weiterging. Bis zur Präfektur. Dort schien ein Taxi auf ihn zu warten. Der Fremde stieg ein, und der Wagen fuhr sogleich davon.

Kopfschüttelnd ging der Beamte zu seinem Schalter zurück.

Gerade betrat einer seiner Kollegen das Dienstgebäude.

»Hör mal, Carlos«, sprach der Beamte ihn an. »Hältst du mich für

vollkommen normal?«

»Blöde Frage, Cesco«, sagte der andere darauf. »Natürlich bist du vollkommen richtig im Oberstübchen.«

»Danke, *amigo*. Dann ist eben doch dieser Fremde verrückt. Hat mir erzählt, dass es am Machu Picchu brennt. Bei den neuen Pflanzungen der *americanos*.«

»Stimmt«, sagte der andere. »Hab ich heute Morgen schon gehört.«

»Das ist es ja nicht, Carlos. Der da hat mir erzählt, dass ein Mann in Frankreich das auch schon weiß. Er hat gerade mit ihm telefoniert. Und der Mann in Frankreich hat den Brand zu Hause gesehen, stell dir das vor.«

Die Antwort des Kollegen warf den jungen Beamten bald um.

»Normalerweise würde das verrückt klingen, Cesco. Es sei denn, der Mann in Frankreich ist ein Professor, und er heißt Zamorra. Dann ist keiner verrückt. Du nicht, der Kunde nicht, und der Professor schon gar nicht.«

Der junge Beamte sah seinen Kollegen an, machte den Mund auf, ließ ihn wieder zuklappen. Fürs erste war er einmal sprachlos geworden.

***

Die alte Inkastadt in den Bergen war noch immer von den weithin leuchtenden Fackeln des Feuers erhellt. Aber die gewaltige Feuersbrunst war inzwischen so eingedämmt worden, dass keine direkte Gefahr mehr für die Pflanzungen und für die Camps bestand.

Die Männer waren von der pausenlosen harten Arbeit in der Nacht restlos erschöpft. Nick Pensley ließ sich ein paar Freiwillige melden, die für die nächsten vier Stunden das Feuer unter Kontrolle halten sollten. Die anderen schickte er in die Baracken, um sich auszuruhen. Im Folgenden sollten dann Trupps von zwölf bis fünfzehn Mann jeweils acht Stunden Wache halten. So war die Eindämmung des Feuers rund um die Uhr gesichert.

Der Ingenieur wollte sich gerade zum Gehen wenden. Auch ihm hatte die Arbeit zugesetzt, und er hatte ein paar Stunden Ruhe unbedingt nötig.

Er wollte gerade in seine Baracke zurückgehen, als einer der Arbeiter ihn anrief.

»Mister Pensley! Sehen Sie mal – da vorn!«

Der Mann streckte seinen Arm aus, und Nick Pensley folgte mit den Blicken in die angezeigte Richtung.

Was er dort erkannte, war so unwirklich, so unfassbar, dass er die Erscheinung erst für ein Fantasiegebilde hielt, für einen Spuk, den sein überanstrengtes Gehirn ihm vorspielte.

Aber die Erscheinung war kein Spuk.

Dicht vor den Terrassenbauten der alten Inkas, mitten zwischen hoch

aufragenden Flammen, stand eine Gestalt, die jeden Mann um einiges überragte. Das Seltsame an dieser Erscheinung war, dass kein Feuer ihm etwas anhaben konnte. Und das Fürchterliche an diesem gespenstischen Wesen war sein Aussehen.

Zuerst hob es sich von der wogenden Flammenwand vor den Bergen kaum ab. Dann aber war deutlich zu sehen, wie die Konturen des Wesens hervorgehoben wurden. Sein Körper schien gleichsam aus Flammenbündeln zu bestehen. Die Arme und Beine zeigten eine fließende Bewegung, so wie das menschliche Auge sie oft in der flimmernden Mittagshitze des Sommers zu sehen bekommt.

Die Gestalt stand hoch aufgerichtet. Manchmal nahmen sich die Extremitäten wie wogende Flammen aus. Und ebenso fließend schienen die Bewegungen des Kopfes zu sein.

Doch die Farben des Unwesens waren dunkler als die des Feuers.

Das Rot ging von dunklen Tönen bis ins tiefe Purpur. Und die schrecklichen Augen des Unholds waren zwei hässliche schwarze Flecke. Wie kleine verkohlte Baumstümpfe.

Auch die bleckenden Zähne bestanden aus solchen Flecken.

Schwarze kleine Stümpfe, schrecklich anzusehen und Ekel erregend.

Und plötzlich hob diese Furcht einflößende Gestalt die Arme über den Kopf und begann ein satanisches, dröhnendes Lachen.

Alle Täler und Felsgänge schallten vom überirdischen Gelächter wider. Das Lachen ging in wilde Schreie über und setzte sich als tosendes Echo von den gegenüberliegenden Felshängen bis hinunter in die Flusstäler fort.

Nick Pensley wandte sich um.

Eine kleine Gruppe von Arbeitern stand da, die Augen weit aufgerissen, ungläubig, fassungslos, unfähig zu sprechen. Sie wussten nicht, ob sie weiterarbeiten oder fliehen sollten.

Fragend sahen sie auf ihren Boss. Nick Pensley sagte nichts.

Er nannte auch den Namen der hässlichen Erscheinung nicht.

Aber jeder der Männer hatte genügend Zeugen für das, was er gesehen und gehört hatte. Und jeder wusste, dass es die körperliche Erscheinung des Dämons war, von dem schon die *Conquistadores*, die spanischen Eroberer, unter Furcht und Gräuel erzählt hatten.

Die Männer der FRUIT CAMPS hatten *El Fuego Bravo* gesehen, den uralten Bergdämonen der Indios. Den Beherrscher der Berge, den Herren des Feuers, den Meister der Vernichtung durch die Feuersbrunst.

Ganze Heerlager hatte er einmal zerstört, ganze Haufen von Söldnern, Beutegierigen und Vagabunden aus der Zeit des Goldrauschs in die Flucht geschlagen.

Und nun war er wieder erwacht, war wieder aktiv geworden, in einer ungeahnt schrecklichen Weise. Er hatte versucht, die jahrelange

fruchtbare Arbeit einer Gruppe von Menschen zu zerstören, die mit äußerster Kraft dem kargen Boden abtrotzten, was er ihnen an Früchten geben konnte.

Fuego Bravo, das Wilde Feuer, hatte versucht, ihre Pflanzungen zu zerstören.

Mit Schaudern dachten die Männer daran, dass er sie auch im schlafenden Zustand hätte überraschen können.

Dann wären viele hundert Menschen in den Camps gestorben.

Sie sahen nach vorn. Sie sahen die alte Stadt Machu Picchu. Ehrwürdig, groß und feierlich wie immer lag sie vor ihnen, in halber Höhe auf die größten Gipfel zu.

Nur die Feuersäulen zeigten noch an, dass hier etwas Gewaltiges, Ungeheures sich abgespielt hatte.

Fuego Bravo war verschwunden. Er hatte sich scheinbar in Nichts aufgelöst. Aber die Männer wussten, dass er wiederkommen konnte. Jetzt und zu jeder Stunde. Wütender, grimmiger, rachedurstiger als vorher.

Es schauderte sie bei dem Gedanken daran.

Aber keiner stellte eine Frage. Niemand wollte als feige gelten. Jeder war sich bewusst, dass es für sie nur eine Möglichkeit gab, den fürchterlichen Waffen des Dämonen zu entgehen: Zusammenhalt, gemeinsame Wachsamkeit.

Nick Pensley ging auf seine Baracke zu, als er den Hubschrauber kommen hörte. Deshalb wartete er noch. Er ging Les Babos ein paar Schritte entgegen und ließ sich von ihm berichten, was er erreicht hatte.

Als er hörte, dass Professor Zamorra den ungeheuren Brand quasi miterlebt hatte, reagierte er ganz anders als der Postbeamte in Cuzco.

Er war überzeugt, dass Zamorra den Dämon bald besiegen würde.

Beruhigt über diese neue Wendung, über diese gute Nachricht, suchte er endlich seine Baracke auf, um sich ein paar Stunden Schlaf zu gönnen.

Die Männer draußen waren verlässlich. Und sie wussten, dass sie ihren Boss jederzeit wecken konnten, falls etwas Unvorhergesehenes eintreten würde.

***

Erst als Les Babos sich ebenfalls zur Ruhe begeben wollte, fiel ihm ein, dass er den Kapitän aus Cuzco nicht erwähnt hatte. Der Capitan Lorenzo musste doch inzwischen mit seinen Leuten längst in den Camps eingetroffen sein!

Sonderbar war auch, dass auch Pensley seinem Vorarbeiter nichts davon berichtet hatte.

Ist ja auch egal!, entschied Les Babos, als er sich in seinem Bett

ausstreckte. Entweder hatte Pensley vergessen, ihm die Ankunft der Polizei mitzuteilen, oder es hatte sich nichts Neues ergeben. Es war ja immerhin möglich, dass Lorenzo mit seinen Männern ein paar Tage zur Beobachtung hier auf dem Hochplateau bleiben wollte. Sie steckten bestimmt in irgendeiner der Baracken und schliefen sich aus.

Mit diesem beruhigenden Gedanken schlief Les Babos ein.

Er hätte sich nicht so ruhig dem Schlaf anvertraut, wenn er um das Schicksal des Capitans und seiner Beamten gewusst hätte.

***

Um diese Zeit waren Professor Zamorra und Nicole Duval längst unterwegs. Nach kurzen Erkundigungen beim Flughafen Orly wussten sie, dass sie den Weg über London nehmen mussten. Von dort aus hatten sie eine bessere und schnellere Verbindung nach Venezuela. Die Route über Madrid war zwar die kürzere, aber mehrere Zwischenlandungen zwischen Spanien, den vorgelagerten Inseln und Caracas hätten den Flug sehr zeitraubend gemacht.

Sie hatten sich also kurzerhand für den Flug Paris-London-Caracas entschieden.

Schon am frühen Vormittag hatten sie die Maschine in London gewechselt. Jetzt befanden sie sich schon über dem Atlantik.

Ruhig summten die mächtigen Turbinen des Düsenjet, der sie in südöstlicher Richtung dem amerikanischen Kontinent entgegenbrachte.

Professor Zamorra war über einen Stapel von Karten gebeugt. Nicole war längst vom Schlaf übermannt worden. Die halbe durchwachte Nacht hatte sie doch ziemlich geschwächt.

Zamorra studierte anhand der neuesten Karten die Straßen und Wege des Gebirges unmittelbar neben dem Ort des Geschehens.

Er wollte sich im Voraus ein Bild darüber machen, wie in solcher Höhe ein Feuer von solch großem Ausmaß gelegt werden konnte.

Er wollte die Spuren des Gegners kennen lernen, noch ehe er seine direkte Fährte hatte. Zamorra versuchte immer, sich in die Geistesund Gedankenwelt von Dämonen und anderen überirdischen Wesen zu versetzen. Nur so konnte er ihnen beikommen.

Und die vielen Erfolge hatten ihm bisher Recht gegeben.

Natürlich konnte er sich noch keine Antwort auf die Frage geben, wo sich der Dämon verborgen hielt. Er konnte sozusagen nur die engste Umgebung abstecken.

Was hatte dieser Los Babos ihm am Telefon gesagt?

Machu Picchu. Das war also nicht weit von der bolivianischen Grenze.

Es bestand die Gefahr, dass der Dämon sein Unwesen in mehreren Gebirgsteilen und Ländern gleichzeitig trieb.

Zamorra wusste, dass ihm keine leichte Aufgabe bevorstand.

Aber er verzagte keineswegs. Er war sich seiner Kräfte bewusst, der normalen wie der überirdischen. Er kannte die Zauberkraft seines Amuletts, das ihm nicht erst einmal den Weg zur Lösung eines fast unlösbaren Rätsels geführt hatte.

Er sah neben sich.

Nicole Duval schlief fest. Zamorra war einerseits froh, seine tüchtige Mitarbeiterin bei sich zu haben. Nicole wusste immer, was am notwendigsten zu tun war.

Aber der Gedanke, dass er dieses zarte, wenn auch willensstarke und tapfere junge Mädchen mit in die raue Welt der peruanischen Berge nehmen sollte, stimmte ihn weniger froh.

Zamorra nahm sich vor, Nicole so wenig wie möglich direkt auf seine Erkundungsgänge mitzunehmen. Vielleicht würde sich etwas finden, womit man sie ablenken könnte. Ein paar Sehenswürdigkeiten in der nahen Stadt, oder ein paar seltene exotische Pflanzen auf dem Hochplateau.

Es wird sich schon etwas finden lassen, dachte er.

Nach wenigen Stunden hatte er sich so in das Kartenmaterial vertieft, dass ihm die vielen Straßen und Flüsse, die Brücken und Urwaldpfade vertraut vorkamen.

Zumindest die Hauptstraßen, die durch Gebirge und Urwald führten, hätte er jederzeit wiedererkannt und eine von ihnen gefunden, wenn er die erste einmal betreten hätte.

Nicole erwachte gegen Mittag und ließ sich von der Stewardess, die für das Essen zuständig war, ein üppiges Mahl zubereiten. Natürlich bestand es aus sechs Gängen und war nach echten französischen Rezepten gemacht.

Auch die nächsten Stunden des Fluges vergingen recht kurzweilig.

Daran war auch die Spannung in Zamorra schuld, der mit jedem Flugkilometer ungeduldiger wurde.

Er brannte darauf, dem Dämonen zu begegnen, der Hunderte von Männern in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Dem Dämonen, der es verstand, eine ganze Bergwelt aus hartem Stein in ein Meer von Flammen zu verwandeln.

***

Caracas, Flughafen, eine Stunde vor Mitternacht.

Die Maschine mit Professor Zamorra und Nicole Duval war planmäßig gelandet. Sie gingen unter den ersten Fahrgästen die schnell ausgefahrene Gangway hinunter, direkt auf das Hauptgebäude zu.

Nach wenigen Augenblicken hatte Zamorra den Schalter mit der Aufschrift *»Iquitos Lines«* gefunden.

Er legte seinen Ausweis vor.

»Zamorra«, sagte er. »Ich soll morgen früh mit einer Maschine nach Iquitos weiterfliegen. Ein Señor Les Babos müsste Plätze für mich und meine Begleiterin gebucht haben.«

»De claro, Señor«, sagte eine schwarzhaarige junge Dame hinter dem Glasfenster des Schalters. »Sie finden den Piloten dort hinten, am Ende des Ganges, im Speiseraum. Er trägt einen hellen Tropenanzug, und Sie erkennen ihn an den Epauletten eines Flugkapitäns. Hier Ihre Flugkarten für Morgen, Señor. Sie sind bereits bezahlt.«

»Und können Sie uns ein Hotel in der Nähe empfehlen?«, fragte Zamorra.

»Ich glaube, auch dafür hat Señor Babos bereits gesorgt«, sagte das Mädchen mit einem freundlichen, aber ein wenig stereotypen Lächeln. »Der Pilot wird mehr darüber wissen.«

»Gracias, Señorita«, sagte Zamorra und deutete eine Verbeugung an.

Dann ging er an der Seite Nicole Duvals auf den angegebenen Speiseraum zu.

»Hat ziemliche Feueraugen, das Mädchen, nicht wahr?«, erkundigte sich Nicole mit einem gekonnten Augenaufschlag.

Der Professor blieb stehen, legte die Hand an Nicoles Kinn, prüfte ihr Augen.

»Ich glaube, bei dir würde das Feuer auch reichlich ausfallen, wenn du es erst einmal aufglühen lässt. Ich erinnere dich daran, wenn ich besonderen Bedarf habe.«

Das war der ganze Kommentar. Nicole fragte sich, ob das ein verstecktes Kompliment sein sollte, oder ob ihre kleine Frage bei ihrem Chef falsch angekommen war. Vielleicht war sie unpassend, in dieser Stunde, da Zamorra andere Dinge im Kopfe hatte als die feurigen Blicke einer Señorita – oder einer echt französischen Demoiselle.

Sie hatte den kleinen Zwischenfall bald vergessen.

Im Speiseraum brauchte sich Zamorra nicht lange umzusehen. Es saßen wohl einige *Señores* in Tropenanzügen an den Tischen, aber nur einer hatte die Aufschläge mit dem Emblem eines Flugkapitäns auf der Jacke.

Zamorra steuerte direkt auf ihn zu. Nicole blieb dicht hinter ihm.

»Señor«, sagte der Professor. »Ich nehme an, ich irre mich nicht, wenn Sie auf mich warten. Ich heiße Zamorra.«

Der Pilot sprang auf, man sah ihm seine Freude an, einen so berühmten Mann wie Professor Zamorra kennen zu lernen. Dann begrüßte er mit einem linkischen Handkuss Nicole Duval.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte er. »Ich habe die Freude, Sie auf ein kleines Nachtmahl einzuladen.«

»Vielen Dank, *Señor*«, sagte Zamorra schnell. »Wir sind müde von

dem langen Flug. Und außerdem haben wir schon im Flugzeug gegessen. Nehmen Sie mir die Absage nicht übel.«

Der andere lächelte.

»Ich verstehe gut«, sagte er. »Darf ich Sie in Ihr Hotel bringen?«

»Wir wären Ihnen sehr dankbar dafür«, sagte Nicole müde.

»Señor Babos hat Zimmer bestellt für Sie«, sagte er. Und nach einem langen, viel sagenden Blick auf Nicole: »Zwei Zimmer, Señorita.«

»Wie es sich gehört«, sagte Nicole ein wenig schnippischer, als sie es vorhatte.

Der Pilot zahlte seine Zeche, und die drei brachen auf. Zamorra und Nicole wurden von ihm ins Hotel gefahren, wo er selbst auch wohnte.

»Buenas noches, Señorita, Señor«, sagte er, als er ihnen an der Reception ihre Schlüssel weitergereicht hatte. »Ich bin um neun Uhr zum Frühstück im Speiseraum des Flughafens. Bis halb zehn können Sie mich dort erreichen, und wir starten gegen zehn Uhr. Dann habe ich die letzten Wettermeldungen.«

»Danke«, sagte Zamorra knapp, und auch Nicole gab dem Piloten die Hand, wie ihr Chef es tat. Dann ließen sie sich im Lift in ihr Stockwerk bringen.

»Gracias, Señor, buenas noches, Señor, hasta manana, Señor«, sagte Nicole. Es sollte fröhlich klingen, die südamerikanische Höflichkeit imitierend, ein bisschen übermütig und keck. Aber aus Nicoles Worten klang die ganze Müdigkeit heraus, die bereits in ihr steckte.

Zamorra sah, wie sie auf schmalen, schlanken Beinen in ihrem Zimmer verschwand. Von ihrem dünnen Sommerkleid wehte ihm ein köstlicher Hauch von Parfüm nach, als er sich umwandte.

Nicole, dachte er. Ausgerechnet das Mädchen Nicole. Dieses Mädchen, und dann die Berge von Peru.

Als er bald darauf im Bett lag, hatte er den schnell aufkommenden Zweifel vergessen. Er konzentrierte sich auf den nächsten Tag, und bald war er eingeschlafen.

Während er schlief, ging es einem Polizeioffizier und zwölf seiner Beamten dermaßen schlecht, dass sie an alles andere als ans Schlafen dachten.

***

Capitan Lorenzo war schon seit vielen Jahren im Dienst der peruanischen Polizei von Cuzco. Er hatte sich hochgedient, und in einer Stadt wie eben Cuzco wollte es schon etwas heißen, wenn man es bis zum Capitan brachte. Die meisten Polizisten blieben auch nach vielen Dienstjahren in den untersten Dienstgraden stecken. Und wer Karriere machen wollte, musste sich nach Lima versetzen lassen, um in der Hauptstadt sein Glück zu machen. Aber das scheuten die meisten, einmal aus Bequemlichkeit, und zum anderen, weil sie ihre

mühsam erhaltene Wohnung nicht aufgeben und gegen eine viel teurere in *La Capital*, wie sie die Hauptstadt einfach nannten, eintauschen wollten.

Lorenzo selbst war es zufrieden, in Cuzco zu bleiben, denn er hatte eine Machtposition erreicht, an der niemand zu rütteln wagte.

Und der Minister in Lima war froh, einen so strengen, wachsamen und energischen Mann als Leiter der Polizeistation in Cuzco zu haben.

Capitan Lorenzo war schlank von Wuchs, sportlich und drahtig.

Seinen Gang, der an den kurzen Stechschritt englischer Offiziere erinnerte, hatte er sich wohl in einer Reihe von Kriegsfilmen angeeignet. Und die Art, wie er beim Gang vom Dienstgebäude zum Wagen jedes Mal ein Stöckchen schwang, das wie ein kleines Szepter aussah und die Würde seines Amtes unterstreichen sollte – dieses Stöckchen-Schwingen erinnerte ebenfalls an die Eigenart vieler englischer Vorgesetzter in hohen militärischen Dienstgraden.

Lorenzos Ehrgeiz hatte noch nicht aufgehört. Er war ein sachlicher und nüchterner Mensch, der einmal einen ganz großen Fall lösen wollte, jenseits von jedem Schema, und zum allergrößten Erstaunen der Obersten Behörde in Lima. Da kam ihm der Fall der Brandstiftung gerade recht.

Was da die Eingeborenen sich einander zuraunten, galt für ihn nicht. Er war sich seit seiner Jugend sicher, dass es Geister, Dämonen, Hexen und dergleichen nicht gibt.

Es gab sie aber, auch in unseren Zeiten. Ein wenig Skepsis und Vorsicht hätten den Capitan Lorenzo und sein kleines Häuflein ausgesucht tapferer Polizisten nicht in die lebensgefährliche Lage gebracht, der sie sich in der Nacht ausgesetzt sehen sollten.

Der Capitan hatte gleich zu Beginn entschieden, dass man nicht die Tatstelle anflog, sondern »den Platz, wo der Brandstifter zu vermuten ist.«

Lorenzo duldete keinen Widerspruch. Er suchte sich zwölf seiner besten Fallschirmspringer aus, bewaffnete sie bis an die Zähne und flog in Richtung der Inkastadt Machu Picchu.

Der Morgen kam, und was die Sonne ihm nicht als Wegweiser war, waren jene vielen turmhohen Fackeln aus Feuer und Rauch, die zwischen den Felsenwänden emporloderten.

Lorenzo ließ die Mannschaft über einem großflächige Plateau jenseits der verlassenen Stadt der Indios abspringen, dann erkundete er das Gebiet rund um den Großen Gipfel und der Kleinen Gipfel. Natürlich fand er keine Spuren. Und das Schlimme für ihn war, dass er ebenfalls keine Spuren hinterließ.

Die einzige Spur, die er hinterlassen konnte, war eine akustische.

Es war das Geräusch seines Flugzeuges, als es auf Machu Picchu zuflog. Aber die Männer in den Camps hörten nichts davon. Noch war

das Prasseln der Flammen vor ihnen zu laut, noch übertönten die Befehle und Rufe im Lager alles andere.

Lorenzo zog die Maschine nach unten und setzte zur Landung an.

Es war ein kleines Mannschaftsflugzeug, das mit einer kurzen Rollbahn auskam. Also konnte er die Landung wagen.

Er ließ die Maschine einfach auf dem Plateau stehen, dann ließ er seine Männer antreten, und es begann ein höchst gefährlicher Aufstieg.

Dass Lorenzo nicht an die Existenz von Dämonen glaubte, war sein erster Fehler, dass er den vermeintlichen menschlichen Brandstifter oder mehrere davon ausgerechnet in den schwer zugängigen Schluchten vor der Nordwand des Machu Picchu, des Alten Gipfels, suchte – das war sein zweiter Fehler, und der war weit verhängnisvoller.

Sie suchten den ganzen Tag. Sie hätten direkt in die FRUIT CAMPS fliegen sollen, um mit eigenen Augen zu sehen, wie der Dämon FUEGO BRAVO vor den Augen der Männer aus den Flammen trat.

Aber für Lorenzo gab es eine solche Möglichkeit nicht.

Schnaubend und nach Luft ringend, fluchend und schreiend kämpften sich die Männer an der Felswand hoch, solange noch ein einigermaßen begehbarer Pfad vorhanden war.

Dann ließ Lorenzo doppelt in den Seilen sichern und je zwei Mann abseilen, um die einzelnen Felsritzen und kleinen Höhlen zu untersuchen.

Sie suchten den ganzen Vormittag. Auch der Nachmittag verging mit dieser Suche. Und Lorenzo gab nicht auf. Er ließ bis zum Einbruch der Dunkelheit suchen. Erst dann versammelte er den Trupp auf einem sicheren Platz. Es war ein weit ausgreifendes Plateau, wo hundert Mann Platz gehabt hätten.

Lorenzo teilte die Wachen ein, ließ ein Feuer anmachen und legte sich schlafen. Er selbst würde zur zweiten Wache gehören.

Aber er kam nicht mehr dazu, diese zweite Wache zu übernehmen.

Einer seiner Männer weckte ihn.

Und was der ihm berichtete, glaubte der Capitan ihm einfach nicht. Er hätte es tun sollen. Dass er dem Mann keinen Glauben schenkte, war sein dritter Fehler. Und sein allerschwerster.

***

Der Flug nach Iquitos war kein Problem. Das Wetter war gut, der Pilot war ein ausgezeichneter Kenner der Flugstrecke. Aber was Zamorra und Nicole im Inneren des Flugzeugs erlebten, war alles andere als ein Luxusflug mit einem Jet. Das war nicht vergleichbar mit dem Flug London-Funchal-Caracas.

Das Flugzeug war ein fliegender Omnibus. Und ein Omnibus in

Südamerika kann gut fahren, sogar ganz gut aussehen, wenn er frisch gestrichen ist. Aber der Inhalt ist ein buntes Gemisch.

So auch in dem Flugzeug, in dem jetzt der Professor und Nicole Duval saßen.

Da waren ein paar Sitze mit Lederkissen belegt. Das war so etwas wie die Erste Klasse. Dort saßen ein paar gewichtige, dickleibige Geschäftsleute aus Caracas, die in Iquitos schnell ein paar tausend Tonnen Bananen kaufen oder verkaufen wollten.

Und dazwischen saßen Indios und arme Leute aus drei oder vier Ländern. Sie flogen zum Markt nach Iquitos! Fast zweitausend Kilometer als Luftfracht zurückzulegen, das war ihnen nicht zuviel.

Sie hatten Enten dabei und Kaninchen in ihren Ställen. Da quiekte ein Ferkel in einem kleinen Holzverschlag. Und eine alte Frau sprach immer auf zwei Vögel in einem buntbemalten Käfig ein, der auf ihren Knien stand.

»Palomitas, mis palomitas!«, krächzte sie dabei. »Meine Täubchen, meine kleinen Täubchen.«

Die Tauben würde sie auf dem Markt verkaufen und dann zurückfliegen.

»Wie können diese Leute sich eine so weite Flugreise leisten?«, fragte Nicole kopfschüttelnd den Professor.

»Das ist auf diesen Strecken und in diesen Maschinen nicht halb so teuer, als wenn sie von Caracas nach Iquitos mit dem Bummelzug fahren würden«, gab der Professor zurück.

Nicole sah ihn erstaunt an, aber seine ernste Miene zeigte ihr an, dass er nicht scherzte.

Es wurde ein langer, ein sehr langer Tag im Flugzeug, mit all diesen quiekenden, grunzenden, schnatternden Tieren in ihren Käfigen.

Da die kleine, zwar sichere Maschine keine starken Motoren hatte, brauchte sie für die Strecke fast dreizehn Stunden, die ein moderner Jet in knapp zwei Stunden zurücklegt.

Endlich, am späten Abend, konnte man aussteigen.

»Ich komme mir vor, als wäre ich von Paris bis hier auf einem Moped gefahren«, sagte Nicole.

»Das geht nicht«, sagte Zamorra, ohne auf ihre fröhliche Anspielung einzugehen. Seine Blicke gingen durch die wartende Menge.

»Es geht nicht, Nicole, weil viel zu viel Wasser dazwischen ist.«

»Ich meine ja nur theoretisch«, sagte Zamorras Sekretärin. »Und noch dazu, ohne ein einzigesmal abzusteigen.«

Sie rieb sich verstohlen die beiden Fleischteile, die man gewöhnlich zum Sitzen verwendet. Und Zamorra glaubte ihr den Kummer.

Da aber hatte er einen kleinen, untersetzten Mann erspäht. Dunkel das Haar, dunkle Augen, sehr energisch wirkend. Sah sehr nach Mexikaner aus.

»Señor Les Babos?«, rief Zamorra über die Köpfe der anderen hinweg.

Der Mexikaner suchte, woher die Stimme kam, dann sah er das hübsche junge Mädchen neben dem hoch gewachsenen Mann in dem hellen Tropenanzug. Das musste Zamorra sein. Bringt ein Mädchen mit in den Urwald. Ja, *si si, claro*, das war Professor Zamorra.

El profesor famoso.

»Profesor!«, rief Les Babos und drängte sich durch die Menge.

Zamorra stellte Nicole vor und fragte sogleich: »Haben Sie auch Hühner an Bord, Señor?«

»Hühner?«, fragte Les Babos verständnislos. »Wie kommen Sie darauf?«

»Man hatte uns einen Flug von Caracas nach Iquitos versprochen. Aber wir haben einen Tag in einem fliegenden Zoo hinter uns, das können Sie mir glauben.«

Zamorra zeigte auf die kleine Maschine hinter sich, aus deren schmalem Körper noch immer Männer und Frauen kamen, mit ihren kuriosen Gepäckstücken im Arm.

»Verzeihung«, sagte Les Babos. »Ich wusste nicht, dass es das Marktflugzeug ist. Wenn Sie zurückfliegen, werde ich Sie bis ganz hinauf nach Caracas bringen, höchstpersönlich, so wie ich Les Babos heiße. Aber jetzt bitte ins Hotel.«

»Darf ich wenigstens Ihr Flugzeug noch sehen?«, warf Nicole neugierig ein.

Les Babos sagte gar nichts darauf.

Er trat ein paar Schritte vor, dann zeigte er auf ein kleines turbinengetriebenes Sportflugzeug. Ein Vertrauen erweckender, zuverlässiger silberner Vogel, der im Schein der Abendlampen glänzte.

»Danke«, sagte Nicole. Und immer, wenn niemand hinsah, rieb sie sich noch die arg strapazierten Hinterhälften, die man so sehr zum Sitzen braucht.

Das Hotel am Rande des kleinen Flugplatzes war, nach den Erwartungen vom Flug her, sauber und ordentlich. Les Babos beantwortete noch die wichtigsten Fragen des Professors. Dann verabschiedete man sich bis zum kommenden Morgen.

***

Der wachhabende Polizist aus Cuzco trat in panischer Angst vor seinen Vorgesetzten hin. Dann fasste er sich ein Herz rüttelte ihn wach.

»Hombre!«, rief der Capitan halblaut. »Was ist, Claudil?«

»Kommen Sie, schnell, Capitan! Schnell bitte! Mein Kamerad ist verschwunden! Und jemand hat das Feuer ausgemacht.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Dummkopf!«, schrie Lorenzo los. »Ich verbitte mir solche Faxen!«

Der Polizist nahm Haltung an. »Capitan, ich vermute, dass meinem Kameraden etwas zugestoßen ist. Und dass jemand in das Wachfeuer gelangt hat und es mit den Händen ausdrückte, habe ich mit eigenen Augen gesehen.«

Lorenzo trat dicht vor den Mann hin.

»Mund auf!«, befahl er. Der Mann gehorchte.

Und Lorenzo konnte nichts Verdächtiges riechen. Keinen Tequila, keinen billigen Reisschnaps, keinen indianischen Pulque. Überhaupt keinen Alkohol.

»Sie sagen, es hat jemand ins Feuer gefasst? Mit den Händen ausgemacht?«

»Sie, *Capitan*! Ich habe es gesehen.«

Wohl oder übel musste Lorenzo der Sache nachgehen.

»Wecken Sie die anderen!«, ordnete er an.

»Zu Befehl, *Capitan!«.*, sagte der andere knapp und weckte seine Kameraden, die über die Störung murrten.

»Ruhe!«, rief Capitan Lorenzo. »Und die Lichter an. Jeder nimmt eine Fackel zur Hand.«

Die Männer entzündeten Fackeln. Aber da war es plötzlich, als fahre ein Wirbelwind in die kleine Gruppe von Polizisten. Im Nu waren alle Fackeln wieder ausgelöscht.

»Die Fackeln an!«, befahl Lorenzo. Und wieder dasselbe. Die Fackeln waren kaum entzündet, als ein unbeschreiblicher Windzug sie zum Verlöschen brachte.

»Fackeln an!«, schrie er ein drittes Mal. Und wieder wurden die Fackeln angezündet. Diesmal brach nicht dieser plötzliche Wirbel eines Luftzuges los.

Aber etwas anderes kam auf die Männer zu. Unkörperlich, aber so grell und heulend und unbekannt, dass alle erschraken.

Es war eine barsche, knarrende Stimme. »Fackeln aus!«, sagte die Stimme.

Sekundenlanges Schweigen. Dann wieder die Stimme: »Fackeln aus!«

»Lass den Quatsch!«, sagte der Polizist, der den Capitan geweckt hatte. Jetzt glaubte er, sein Kamerad habe sich versteckt und wolle ihnen nun einen Streich spielen.

»Nein!«, sagte die Stimme wieder, und was sie dann sagte, lähmte den junge Polizisten fast. Er fragte nämlich, was dieses »Nein« bedeutete.

»Es ist nicht wahr, was du denkst, Polizist Claudil. Ich bin nicht dein Kamerad. Dein Kamerad liegt unten in der Schlucht. Er ist tot.«

»Und warum?«, brüllte der Capitan los.

»Weil er sich meinem Befehl widersetzt hat«, sagte die Stimme.

»Er wollte das Feuer nicht ausmachen. Ich musste es anfassen mit meinen Händen und löschen. Und dein Mann liegt tot in der

Schlucht.«
»Und wie kannst du verlangen, dass wir das Feuer hier oben ausmachen, wenn wir auf Wache sind?«, fragte Capitan Lorenzo.
»Weil ihr kein Feuer anzünden dürft, wo die Berge sind. Denn ich zünde an das Feuer, und ich lösche das Feuer, ganz allein.«
»Und wer führt ein so stolzes Wort, hier oben in den Bergen?«, fragte Lorenzo weiter.
»Der Geist, der dem Feuer gebietet«, war die Antwort. »Der Geist, den schon die Spanier fürchteten, deine Vorfahren, Capitan Lorenzo. Der Geist, der das Feuer nimmt und das Feuer gibt, wie es in seinem Willen ist. Nicht anders.«
»Unsinn!«, sagte Lorenzo, denn selbst die dämonische Art des Fremden hatte ihn noch nicht überzeugt.
»Sag mir deinen Namen, du Feuerspender«, sagte er grimmig.
»Den sollst du wissen, Lorenzo«, kam die Stimme. »Ich bin *Fuego Bravo*.«
Das war die erste Sekunde seines Lebens, in der Capitan Lorenzo an die Existenz von Dämonen glaubte.

***

Lorenzos Stolz ließ es nicht zu, sich der dämonischen Übermacht Fuego Bravos zu beugen. Gut, er hatte einen Mann verloren. Aber er glaubte, mit Hilfe seiner verbliebenen elf Polizisten die Erscheinung da vorn überwinden zu können.
Langsam trat er dem Feuerdämon entgegen. Er spürte, dass er seine Leute im Rücken hatte. Sie würden ihn decken.
Als er nahe genug an die Stelle gekommen war, wo das Wachfeuer gebrannt hatte, zeigte er auf die verkohlten Überreste am Boden. Ein paar nicht verbrannte Äste und Scheite waren noch darunter.
»Claudil«, rief er den, der ihn vorhin geweckt hatte. »Nimm dir noch einen Mann. Haltet eure Fackeln hierher und zündet das Lagerfeuer wieder an.«
Claudil, der junge Polizist, kam dem Befehl sofort nach. Er tippte einem seiner Kameraden auf die Schulter, und der folgte ihm.
Schritt für Schritt. Bis sie vor dem verlöschten Feuer standen. Sie senkten ihre Fackeln. Langsam, aber sicher, immer weiter nach unten.
Als die Fackeln das Holz am Boden schon fast berührten, ertönte die Stimme Fuego Bravos.
»Lorenzo!«, schrie er. »Du wirst den Mann verlieren, der Claudil heißt. Und den zweiten Mann wirst du auch verlieren. Nimm deine Männer zurück, oder du bist verantwortlich für ihren Tod!«
Lorenzo dachte nicht daran. Er gab diesen für ihn lächerlichen Befehl nicht. Er ließ die Männer das Wachfeuer entzünden.
Er hätte es nicht tun sollen.

Er konnte sich nicht erklären, wie diese einzelne Erscheinung vor ihm so blitzschnell, so hart, so vernichtend reagieren konnte.

Die Fackeln der beiden Polizisten fuhren in den kleinen Holzstoß, der sogleich lichterloh brannte. Im gleichen Augenblick fuhr Fuego Bravo heran, machte ein seltsames Zeichen über dem kleine Feuer – und im gleichen Augenblick stiegen die Flammen meterhoch an.

Der Dämon aber trat mitten in die feurige Glut, senkte die Arme – und als er sich zu voller Größe erhob, hatte er in jeder Hand eine tödliche Waffe. Es waren zwei Speere aus Feuer, zwei riesige Stichflammen, wie Blitze in der Hand eines Donnergottes!

Mit ungeheurer Wucht schleuderte der Dämon die Blitze den beiden Polizisten entgegen. Die Männer schrien auf, hielten sich die Hände vors Gesicht. Dann standen sie plötzlich in Flammen, wichen zurück, und die Wucht des Anpralls warf sie dem Abgrund entgegen.

Sie fielen auf die Knie, wollten sich hochraffen. Da traf sie der zweite glühende Pfeil des Ungeheuerlichen. Wie heiße Speere senkten sich die gebündelten Flammen in die Brust der Männer.

Diesmal war der Aufschlag der Feuerbündel so hart, dass die Männer meterweit zurückgeschleudert wurden. Und ehe Lorenzo ihnen zu Hilfe kommen konnte, verloren sie das Gleichgewicht. Ihre Füße fanden keinen Halt mehr. Sie kippten nach hinten, in die unendliche Tiefe der Schlucht.

Lange noch waren ihre markerschütternden Todesschreie zu hören.

Dann war Totenstille. Die Körper der beiden Männer mussten tief unten auf dem felsigen Boden aufgeschlagen sein. Es gab keine Hilfe mehr für sie, das wussten die Kameraden, die mit banger Erwartung auf das harrten, was der Dämon mit ihnen machen würde.

Er dachte nicht daran, sie zu töten. Er hatte sich nur dafür gerächt, dass jemand seine Befehle missachtete.

»Ich könnte euch töten!«, rief er mit krächzender Stimme, die dennoch über alle Hügel und durch alle Schluchten hallte. »Alle könnte ich töten, jeden von euch! Ich werde euch nur eine Warnung mitgeben. Ich hole mir jeden von euch, der sich mir widersetzen will. Ich lösche euch aus, einen nach dem anderen! Ihr werdet zurückfinden ins Camp der verfluchten *americanos*. Und ihr werdet den Leuten sagen, dass ich ihnen drei Tage gebe. Dann ist das Land frei von diesen Ratten, die unseren Boden ausquetschen und ihren Gewinn damit machen. Dieses Land, Capitan, gehört meinen Söhnen, und jeder Fremde, der sich darauf niederlässt, wird vernichtet durch mich und durch das Feuer, das ich ihm entgegenschleudere. Und jetzt lauft, ihr Banditen der Fremden! Lauft um euer Leben, und sagt allen, die ihr trefft, was Fuego Bravo zu euch gesagt hat!«

Lorenzo und seine Männer trauten ihren Augen nicht.

Der Dämon stellte sich wieder mitten in die Glut. Dann langte er

hinter sich. Er schien etwas zu suchen. Ein dunkler, eckiger Gegenstand erschien in seinen Händen. Mit einem Ruck schleuderte er das kantige, unerkennbare Ding zu seinen Füßen ins Feuer.

Im gleichen Augenblick schien er sich aufzulösen. Vor den Augen von einem Offizier und neun seiner Männer schwand die fürchterliche Erscheinung dahin, löste sich auf im Nichts, verschwand inmitten einer prasselnden Lohe meterhoher Flammen.

Die Männer hatten keine Zeit, diesem Phänomen nachzustarren.

Urplötzlich begannen die Flammen, auf sie zuzukommen. Die Männer mussten sich zur Flucht wenden.

»Hinunter, in die Höhle, dort sind wir sicher!«, rief Lorenzo.

Die Polizisten liefen, so schnell es der felsige Pfad und die Dunkelheit erlaubten. Oft stießen sie sich an. Panik war in ihnen. Dem Feuer konnte keiner widerstehen. Alles wandte sich zur Flucht.

Schlafsäcke, Fallschirme, Decken und Geschirr blieben unbeachtet liegen. Man hatte keine Zeit, die Gegenstände vom Boden aufzuraffen. Die Flammenwand zwang die Männer, nur an ihr eigenes Leben zu denken.

Was sie zurückließen, wurde im Nu ein Opfer der heranschießenden Flammen. Denn wo das Feuer zuerst nur mit züngelnden Bewegungen auf sie zugekommen war, schien es jetzt Nahrung von allen Seiten zu bekommen. Die Männer spürten die kolossale Hitze in ihren Rücken. Und sie liefen um ihr Leben.

Den steilen Pfad hinunter. Geduckt an den Felsnischen entlang.

Minutenlang. Oder liefen sie Stunden? Viele bange, unendlich wirkende Stunden?

Endlich, nach einer Ewigkeit, wie es ihnen schien, hatten sie die Höhle erreicht, die Capitan Lorenzo meinte.

Sie traten nicht ein – sie stürzten sich in diese Höhle, als sei es ihre letzte Zuflucht. Die einzige Möglichkeit, nicht in die gierigen, grimmigen Feuerarme der Flammen hinter sich zu geraten.

Aber sie hatten sich den Weg selbst abgeschnitten. Und wenn sie geglaubt hatten, in der Höhle sicher sein zu können, wurden sie gleich eines besseren belehrt.

Kaum waren sie Hals über Kopf hineingestürzt, hatten sich gegenseitig am Weiterlaufen behindert, waren zu Boden gefallen, hatten sich wieder aufgerichtet, als der vorderste von ihnen sagte: »Was riecht hier so furchtbar penetrant?«

Lorenzo schnupperte. Er wusste gleich Bescheid.

»Petroleum!«, knirschte er durch die Zähne.

Das war das Todesurteil, dachte jeder der Männer!

Der Dämon hatte diesen Fluchtweg für sie vorgesehen! Und er hatte diesen Fluchtweg präpariert, so dass die wütenden Flammen sich ihren eigenen Weg fressen konnten. Ihnen folgen konnten, überallhin,

unaufhaltsam, unentrinnbar! Die Männer wurden von lähmendem Entsetzen gepackt.

Sie wagten zum ersten Mal seit dem Betreten der Höhle, sich kurz umzusehen. Und was sie sahen, schnürte ihnen die Kehlen zusammen.

In dichten Bündeln schlugen die Flammen in den Eingang der Höhle, gefolgt von dickem, beißendem Rauch.

»Hindurch!«, schrie einer der Männer und wollte sich mit dem Mut der Verzweiflung in die brandenden Flammen stürzen, um so sein Heil zu versuchen.

Lorenzo gelang es nur mit Mühe, den Mann zurückzuhalten. Die Flammenwand war zu dicht. Niemand würde es gelingen, sie zu durchbrechen. Er würde bei lebendigem Leib verbrennen. Und selbst, wenn einer die Wand durchbrechen könnte, dann würde ihm bald der letzte Sauerstoff ausgehen.

»Nein!«, schrie Lorenzo. »Da kommt keiner durch! Wir werden versuchen, auf einer anderen Seite der Höhle hindurchzukommen!«

Er lief den anderen voran, so schnell er konnte. Überall lagen herabgestürzte Steinbrocken im Weg. Die Männer stolperten, kämpften sich nur mühsam voran.

Und die Flammen waren unverändert hinter ihnen her!

Als die Polizisten etwa sechzig Meter gelaufen waren, teilte sich die Höhle in zwei schlauchartige Gänge. Lorenzo blieb stehen. Er glaubte, einen Lufthauch zu spüren. Und er hatte eine Erklärung.

Dafür, dass sie trotz der großen Hitzeentwicklung noch atmen konnten und ziemlich unbeschwert und frei zu laufen vermochten, musste es eine Erklärung geben.

Und diese Erklärung hieß: es muss eine Stelle in dem felsigen Stollen geben, durch den von draußen Luft eindringen kann.

Das einzige Gute an dem verfolgenden Feuer war, dass es die Höhle stark erhellte. Lorenzo sah angestrengt nach oben, tat ein paar Schritte, prüfte jede kleinste Felsenritze, tastete die seitlichen Felswände ab, suchte nach einem Ausgang.

Endlich, nach vielen Minuten, sah er ein kleines Loch im Felsen.

Direkt über seinem Kopf.

»Da!«, schrie er mit dem letzten verzweifelten Mut des Gejagten.

»Das muss der Ausgang sein, den wir brauchen.«

Was er als Ausgang bezeichnete, war zwar der Eintrittsschacht für die Luft, aber für einen Ausgang war die kleine Öffnung bei weitem nicht ausreichend.

Der Capitan winkte einem Mann und machte ihm ein Zeichen. Der verstand auch ohne ein Wort, was der Capitan vorhatte.

Er stellte sich vor Lorenzo auf, bückte sich, ein dritter half dem Capitan, auf den Rücken des Mannes zu steigen. Alles ging ohne ein Wort vor sich. Die Todesangst schweißte die Männer zusammen, ließ

sie jede Bewegung richtig erahnen und durchführen.
Lorenzo stellte sich auf die Schultern des Mannes. Man reichte ihm ein Messer. Er kratzte an dem kleinen Felsloch herum. Vergebens.
Nur millimeterweise konnte er die winzige Öffnung vergrößern.
Da wurde ihm ein Gewehr zugereicht. Er verstand. Er holte aus, und mit wuchtigen Schlägen ließ er den Kolben der Waffe gegen den harten Felsen sausen. Zehnmal schlug er zu, hundertmal.
Sah sich um. Die Flammen kamen immer näher!
Er wusste nicht, wie oft er zugeschlagen hatte, als ein Stück des Gesteins über ihm losbrach und zu Boden fiel. Eine Sekunde lang atmete er auf. Seine Stirn war nass von Schweiß.
»Kommen Sie runter, Capitan!«, rief einer der Polizisten. »Wir müssen uns abwechseln.«
Lorenzo sah das ein. In dieser schwierigen Lage, in dieser schwierigen Stellung, nur auf den Schultern eines Mannes stehend und kaum einen Halt findend, kostete jeder Kolbenschlag die dreifache Kraft.
Mit einem gezielten Satz sprang er von den Schultern des Mannes.
Schon stand ein anderer an dessen Stelle. Schon war ein vierter auf den Schultern seines Kameraden. Die Kolbenschläge hallten in dem engen Gewölbe unheimlich wider. Endlich fiel wieder ein Stück des Felsens. Der Mann hatte eine poröse Stelle im Gestein angeschlagen.
Sofort setzte er nach, hieb mit wuchtigen Schlägen das angeschlagene Gestein auseinander. Jetzt konnte er schon beide Arme durch die Öffnung schieben. Er riss an dem Felsen, er zerrte links und rechts. Dann ließ er die letzten Steine zu beiden Seiten hinunterfallen.
Draußen erschien das Licht des Tages über der kleinen Gruppe.
Da brachte der erste von ihnen beide Arme durch die Öffnung, nahm alle Kräfte zusammen, stützte sich und schob seinen Körper nach oben. Sobald er auf den Füßen stand, zog er den ersten seiner Kameraden von den Schultern des unteren Mannes hinweg ins Freie.
In Minuten waren sie gerettet. Lorenzo war der letzte von ihnen.
Er bestand darauf. Er stand am Boden des Felsenschachtes, blickte nach oben. Würden sie es schaffen, ihn hinaufzuholen?
Er sah, wie zwei der Männer sich oben auf den Erdboden legten.
Sie nehmen einen dritten in ihre Mitte. Jeder fasste ein Bein des Mannes, umklammerte es mit ganzer Kraft. Dann ließ sich der Mann in die Tiefe des Schachtes hinab. Er hing, nur von den beiden Kameraden gehalten, kopfüber nach unten. Dann ließ er die Arme hinab.
»Ducken Sie sich, Capitan!«, rief er. »Und dann springen Sie, schnell, Sie haben keine Zeit mehr!«
Lorenzo warf einen letzten Blick neben sich. Die vordersten Flammen züngelten bereits um seine Stiefel. Da duckte er sich ab, schnellte nach

oben – und spürte mit Erleichterung, wie sein Körper von zwei kräftigen Fäusten gehalten wurde. Die Fäuste umschlangen seine Unterarme und hielten ihn fest, als die Männer oben den Kameraden mit dem Capitan nach oben zogen.

Es war fast Tag, als der letzte von ihnen in Sicherheit war und total erschöpft zu Boden sank. Unten im Schacht loderten noch die Flammen auf.

Aber sie konnten ihnen nichts mehr anhaben.

Die Männer dachten an nichts mehr. Keiner sagte ein Wort. Dann sanken sie hin, ausgebrannt von der Hitze des Feuers, mit lechzenden Zungen, aber ohne einen Tropfen Wasser.

Schlafen, dachte jeder. Und sie schliefen.

Sie schliefen bis weit nach Mittag. Dann machten sie sich auf den Marsch zu den FRUIT CAMPS.

»Wie weit kann das sein, Capitan?«, fragte einer der Männer.

»Drei bis vier Kilometer«, brummte Lorenzo. »Wir können also in sechs bis sieben Stunden dort sein.«

Sechs Stunden und mehr für drei bis vier Kilometer! Diese Antwort war wie ein Keulenschlag für die Polizisten. Sie wussten, was das bedeutete. Ein gefährlicher Weg, voller Tücken und Gefahren.

Aber es war ihre letzte Chance, um zu überleben. Sie nahmen allen Mut zusammen und folgten dem Capitan, der mit schweren Schritten voranging.

***

Zamorra überdachte die vielen Stunden, die übermäßig lange Zeit, die er benötigte, um in diesem Fall bis an den Ort dämonischen Verbrechens zu gelangen. Zwei wertvolle Tage waren durch die Anreise vergangen. Zwei Tage lang wusste er nichts von den Hintergründen der Untat. Er kannte zu wenig über die Eigenarten des Dämons.

Und am liebsten hätte er sich gleich zu Beginn in das aufregende Abenteuer der Dämonenjagd gestürzt.

Aber er konnte die Zeiger der Uhren nicht schneller drehen. Er war abhängig von der Strecke der Fluglinie, von der Weite der Entfernung.

Jetzt aber näherte er sich gemeinsam mit Nicole Duval den FRUIT CAMPS unterhalb des Machu Picchu. Les Babos flog seine Sportmaschine mit großer Sicherheit. Während des Fluges machte er seine Gäste auf viele Dinge aufmerksam, die in der Tiefe zu sehen waren.

Aber weder Zamorra noch seiner Sekretärin stand jetzt der Sinn nach Abwechslung.

Sie interessierten sich nicht für die Siedlungen der Indios, nicht für die Fischerkähne der Bergvölker an den großen Strömen. Nicht einmal

ein Flussarm, wo es von den tödlichen Piranhas wimmelte, konnte den Professor und das junge Mädchen von ihrer Konzentration ablenken.

Das einzige, wofür Zamorra noch ein Ohr hatte, waren die Erklärungen ihres gemeinsamen Piloten. Natürlich hatte er ihn gefragt, was er über diesen sagenhaften, unheimlichen Fuego Bravo wusste.

»Nicht sehr viel, Señor«, sagte Les Babos. »Nicht einmal seinen richtigen Namen kennen wir. Die Spanier haben ihn *Fuego Bravo* genannt, also *Wildes Feuer*, als er sie bei ihren Eroberungszügen aufhielt und ihnen manche Niederlage beibrachte.«

»Und was kann ihn dazu bringen, jetzt gegen die Amerikaner im Land vorzugehen? Er trifft doch seine eigenen Nachfahren mit seinen teuflischen Racheakten, denn in den Pflanzungen arbeiten doch auch Indios.«

»Ein Dämon, Señor Zamorra, denkt nie an die Zukunft. Er ist von seinem alten Wahn besessen, dass jedermann, der sein Land betritt, es ihm rauben will. Und in unserem Falle kann das gefährlich werden. Die Indios werfen plötzlich ihre Arbeitsgeräte zu Boden und verlassen spurlos die Camps. Sie fürchten, dass sie der Rache des Dämons ausgesetzt sind, solange sie zu den anderen halten. Und der Glaube, dass jeder, der ins Land kommt, ein Ausbeuter ist, verbreitet sich leicht unter diesen Menschen. Der Dämon macht die Leute glauben, dass sie beraubt werden. Er will nicht, dass die Früchte dieses Landes ins Ausland gehen. Natürlich treiben wir Handel mit den Erzeugnissen, die wir dem Boden hier abgewinnen. Aber viele vergessen, dass wir der Bevölkerung dadurch verhelfen, den eigenen Lebensstandard zu verbessern. Als Bezahlung für die Produkte liefern die Amerikaner schließlich hochwertige Geräte und Maschinen. Sie helfen das Land bewässern, sie schicken die besten Ingenieure und andere Fachleute – kurzum, Señor, wir kämpfen gegen einen Aberglauben, wenn wir es mit *Fuego Bravo* zu tun haben. Er wird sich nicht umstimmen lassen. Er wird seine Untaten so lange fortsetzen, bis die Camps verlassen sind, oder…«

Les Babos brachte den Satz nicht zu Ende.

Aber Zamorra wusste, was er sagen wollte. Er wollte andeuten, dass es noch eine andere Möglichkeit gab. Diese einzige Wende konnte nur Zamorra herbeiführen. Darauf hofften inzwischen alle.

Und Zamorra war sich bewusst, dass er das Geschehen endlich in den Griff bekommen musste. Unwillkürlich griff er nach dem Amulett, das an seinem Hals hing. Er fuhr mit den Fingern an der kleinen Kette entlang, an der es befestigt war. Und augenblicklich fühlte er eine große, unbeschreibliche Kraft in sich.

Jetzt war seine Zeit gekommen, das wusste er. Mit normalen Mitteln würde keiner dem alten Dämon der Indios entgegentreten können.

Zamorra war sicher, dass er bald einen Weg finden würde, um *Fuego Bravo* ausfindig zu machen. Und er würde alle Kräfte daran setzen, um den gewaltigen Gegner zur Strecke zu bringen.

Er fühlte, dass der Fall *Fuego Bravo* von nun an ihm gehörte. Endlich und jetzt nur ihm, und keinem anderen. Er ballte die Fäuste vor Tatendrang.

Und schon setzte Les Babos zur Landung an.

***

Zamorra wollte keine Zeit mehr verlieren. Er wusste jetzt soviel über *Fuego Bravo*, wie man nur wissen konnte. Alles andere wären nur vage Vermutungen gewesen. Jetzt galt es, die Gegend selbst auszukundschaften.

Da es auf Mitternacht zuging, ließ sich Zamorra nur kurz mit dem leitenden Ingenieur der Camps, Nick Pensley, in ein Gespräch ein.

Er verabredete mit ihm, dass Les Babos ihm für die Tage seiner Suche nach dem Dämon als Pilot und Führer zur Verfügung stehen würde.

»Verfügen Sie über alles, was Sie brauchen, Professor«, sagte Nick Pensley. »Sie können den Hubschrauber benutzten oder das Sportflugzeug des Mexikaners. Sie können meinen Jeep haben, und es stehen Ihnen so viele Männer zur Verfügung, wie Sie brauchen.«

»Danke, Mr. Pensley. Aber das letztere wird nicht nötig sein. Je weniger gegen den Feuerteufel antreten, umso besser. Ich werde gern Ihren Vorarbeiter mitnehmen. Er kennt die Gegend, und er ist ein zuverlässiger wie tapferer Mann. Daneben brauche ich nur meine Sekretärin hier, Mademoiselle Duval.«

Zamorra bemerkte den skeptischen Blick, den der Amerikaner auf das Mädchen warf. »Ganz niedliche Puppe, aber was soll sie bei der Dämonenjagd?«, schien dieser Blick sagen zu wollen.

Zamorra lächelte den Ingenieur an. »Das Mädchen steht ihren Mann, Mister. Sie hat schon manchen Höllengeist mit mir gemeinsam zur Strecke gebracht.«

Nick Pensley zuckte nur mit den Schultern und verabschiedete sich.

»Les Babos wird Ihnen Ihre Schlaf- und Unterkunftsräume zeigen«, sagte er abschließend.

Der Mexikaner wollte sich mit den Gästen gerade auf den Weg machen, als sie ein seltsames Geräusch hörten.

Blitzschnell drehte sich Zamorra um, und Nicole Duval lag schon auf dem Boden, um sich ein wenig Deckung zu geben. Les Babos beachtete das Geräusch überhaupt nicht und ging weiter.

»Was war das?«, fragte er.

»Meinen Sie das Rascheln in den Büschen da drüben? Keine Angst, hier gibt es keine Pumas mehr. So dicht an die Camps wagen die sich nicht mehr heran.«

»Und was kann das gewesen sein?«, fragte Nicole Duval, die sich wieder erhoben hatte.
»Irgendein Indiomädchen, das bei den Arbeitern ein bisschen Tabak und Schnaps erbetteln will«, sagte Les Babos. »Die streunen nachts hier manchmal herum. Hat keine Bedeutung.«
Zamorra wollte sich schon mit dieser Erklärung zufrieden geben, als er leise Schritte hinter sich hörte. Wieder fuhr er herum, und diesmal folgte auch Les Babos seiner Bewegung.
Zamorra sah in zwei pechschwarze Augen. Große, prächtige Pupillen glänzten ihn an.
»Wer ist das?«, fragte Zamorra.
»Das ist Morencita«, gab der Mexikaner Auskunft. »Ich habe sie schon oft wegscheuchen müssen. Die Indios sind fest von ihren Gaben der Weissagerei überzeugt. Und die Männer im Camp lassen sich manchmal aus den Händen lesen. Aber ich musste das Mädchen wegschicken, weil die Burschen da nur ihr Techtelmechtel mit ihr haben wollten. Das hätte bösen Streit unter den Männern gegeben. Verschwinde endlich!« schrie er schließlich das Mädchen an.
Aber das Mädchen wich keinen Schritt zurück.
»Was willst du, Morencita?«, fragte er unwirsch.
Morencita, dachte Zamorra. Ein hübscher Name. Die kleine Schwarzbraune.
»Ich muss sprechen«, sagte sie. »Mit dem Mann, der aus Frankreich kommt.«
»Woher weißt du das? Woher kennst du ihn? Scher dich weg!«, rief Les Babos wieder.
»Lassen Sie das Mädchen nur«, sagte Zamorra. Er trat zwei Schritte auf die dunkle Schönheit zu und fragte, was sie von ihm wolle.
»Drei hat er getötet, und er wird noch mehr töten«, sagte sie.
»Von wem redest du?«
»Von *Fuego* natürlich. Er hat drei Männer getötet. Du musst warten, bis die anderen kommen. Sie werden es dir sagen. Und du musst ihn besiegen, denn wir alle haben Angst vor ihm. Er ist nicht mehr unser Geist. Er hasst jeden, der hier arbeitet, um zu essen. Wir haben Hunger, also arbeiten wir. Mein Vater ist auch im Camp. Und *Fuego* wird meinen Vater töten, wenn du ihn nicht vorher umbringst. Du musst den Dämon vernichten, Zamorra, denn du bist der einzige, der es kann.«
»Wie willst du das wissen?«, fragte der Professor.
»Sie kommen mit Gewehren und schießen. Aber sie treffen den Geist nicht. Sie wollen ihn mit Gewalt fangen. Aber er entkommt ihnen. Sie sind kräftig, aber er ist mit allen Kräften der Erde versehen. Du musst ihn mit deinem Geist töten, Zamorra.«
»Und weißt du auch, wie ich das anstellen soll?«

Das Mädchen nickte schnell. »Morencita weiß. Morencita sieht alles. Du wirst Fuego Bravo finden. Du wirst lernen, dass deine Fäuste nichts gegen ihn sind. Du wirst den Wasserkampf mit ihm machen, und du wirst den Feuerkampf mit ihm machen. Er wird dich nicht besiegen, und du wirst ihn nicht besiegen. Aber dann wirst du den Kampf in der Luft mit ihm machen. Du wirst fliegen, und er muss fliegen, und du tötest ihn mit deinem Geist, denn deine Gedanken sind schärfer als die Kräfte des Dämons.«

»Das hoffe ich selbst«, sagte Zamorra. »Aber was soll das bedeuten: der Kampf im Wasser, im Feuer und in der Luft?«

»Du wirst es wissen, wenn es soweit ist«, sagte das Indiomädchen, und plötzlich tat sie ein paar Schritte rückwärts und war im Dunkel der Nacht verschwunden.

Eine seltsame Begegnung, dachte Zamorra. Aber vielleicht mochten die Worte des Mädchens etwas bedeuten. Er würde es herausfinden.

»Eine bemerkenswerte Frau«, sagte er zu Les Babos. »Und für ihr Alter noch sehr schön.«

»Was sagen Sie da?«, fragte Les Babos. »Für wie alt halten Sie denn das Mädchen, Professor?«

»Mitte dreißig etwa«, sagte Zamorra, und Nicole stimmte ihm bei.

Der Mexikaner lachte leise. »Das ist ein junges Ding von gerade neunzehn Jahren, Professor. Wenn die erst einmal Mitte dreißig ist, sieht sie aus wie die Urgroßmutter eines gewöhnlichen Europäers. Sie glauben nicht, wie schnell die Menschen hier altern. Mit fünfundzwanzig sind die Frauen verblüht, und mit vierzig ist man hier ein ganz alter Mensch, zumindest was die Indios angeht.«

Dann waren sie an einer der Gästebaracken angelangt, und Les Babos zeigte Zamorra und seiner Sekretärin ihre Zimmer.

Zamorras Müdigkeit, die der langen Reise zuzuschreiben war, verflog innerhalb von Sekunden, als er plötzlich die Schreie von draußen hörte.

***

Hastig zog sich Zamorra wieder an und lief hinaus. Sein Ohr hatte ihn nicht getäuscht. Auch Nicole kam herbeigelaufen, und schon waren Les Babos und einige der Camparbeiter bei ihnen.

»Was war das?«, stieß Les Babos hervor.

»Hilferufe«, sagte Zamorra. Sein Gehör hatte das in jahrelangem Training erkannt. »Von ganz weit her«, fügte er hinzu. »Aber ganz deutlich. Und es waren Schreie von Menschen, die in Lebensgefahr sind. Los, kommen Sie. Sind Sie noch kräftig genug, zu fliegen?«

»Ja«, sagte Les Babos und war schon unterwegs, um den Hubschrauber anzulassen.

Diesmal verwehrte Zamorra es Nicole Duval energisch,

mitzukommen. Sie sollte sich wieder schlafen legen, um für den nächsten Tag gerüstet zu sein. Dann kletterte er neben Les Babos in den Sitz, und der Hubschrauber setzte vom Boden ab.

Les Babos hatte zu den normalen Lampen ein paar zusätzliche Scheinwerfer an dem Fluggerät montiert. Das war hier oben in der Dunkelheit der Bergwelt unerlässlich.

Wie lange, bleiche Finger griffen die Strahlen der Scheinwerfer in die schwarze, brütende Nacht, als der Hubschrauber mit surrenden Rotorblättern der alten Inkastadt entgegenflog.

Les Babos flog so tief wie möglich, und Zamorra strengte seine Augen an, damit ihm nicht die kleinste Bewegung dort unten entgehen konnte.

Es sollte aber noch viele Minuten dauern, bis er etwas sehen konnte. Es war ein weißes Tuch, ein langer Streifen, der in der Luft hin- und hergeschwenkt wurde.

»Da unten«, sagte er zum Piloten. »Dort war eine Bewegung. Versuchen Sie zu landen, Señor Babos.«

***

Mühsam kämpfte sich Capitan Lorenzo mit seiner verbliebenen Mannschaft von neun Polizisten voran. Jetzt bereuten sie, in der Hast ihrer Flucht nicht wenigstens einige der Waffen und Hilfsgeräte mitgenommen zu haben.

Die alten Indiopfade, die sich an den Gebirgshängen entlangwanden, waren so schmal und längst mit Gräsern und Pflanzen überwuchert, dass die Männer sich jeden Meter mit Bajonetten und Taschenmessern zurechthauen mussten.

»Diablo!«, rief einer aus. »Wie sind nur die Spanier hier heraufgekommen?«

»Überhaupt nicht«, gab Lorenzo zur Antwort. »Die Spanier sind niemals in Machu Picchu gewesen. Es war keine Festung, und es war nichts einzunehmen oder zu erobern hier. Es war lediglich eine Stadt, und die Spanier wussten, dass die Einwohner längst in die Wälder geflohen waren.«

»*Si*, mit dem berühmten Gold von Eldorado.«

»Das weiß keiner«, sagte der Capitan. »Sehen wir lieber zu, dass wir weiterkommen.«

Für die nächsten hundert Meter brauchten sie fast eine Stunde. Sie krochen mehr, als sie gehen konnten. Immer gähnte zu einer Seite hin der Abgrund. Hier aufrecht zu gehen, wäre Selbstmord gewesen. Bei jedem Schritt konnte man ausgleiten und in die Tiefe stürzen.

Die Männer zerstachen sich ihre Uniformen an den scharfen Stacheln der Büsche. Ihre Knie waren zerschunden, die aufgerissenen Hände bluteten. Den Rest besorgte die Hitze, die brütend vom Himmel

herunterkam und sich über die Berge legte. Ein ungeheurer Durst brachte Lorenzo und seine Männer bald der Erschöpfung nahe. Mehr als einmal mussten sie lange Rastzeiten einlegen. Apathisch, mit letzter Anstrengung, hielten sie sich auf den schmalen Felspfaden, mit allen Vieren klammerten sie sich an jeden Felsvorsprung, sogar an Wurzeln und Pflanzen, um nicht in die Tiefe gerissen zu werden.

Die Stunden flossen träge dahin. Hitze, Durst und Hunger machten dem letzten Funken von Lebenswillen bald ein Ende. Die Männer krochen mechanisch weiter, wie Verzweifelte in der Wüste, die eine Oase als Fata Morgana vor sich zu sehen glaubten.

Lorenzos Fata Morgana waren die FRUIT CAMPS. Keine zwei Kilometer waren sie mehr von ihnen getrennt, aber die Überwindung dieser verhältnismäßig kurzen Strecke bedeutete für jeden von ihnen übermenschliche Anstrengungen.

Endlich brach der Abend herein, mit der untergehenden Sonne verschwand die drückende Hitze. Dafür tauchte eine neue Schwierigkeit auf: die Dunkelheit.

Es war fast unmöglich, im einsetzenden Dunkel der Berge noch einen sicheren Schritt zu tun. Nun kamen sie nur zentimeterweise voran.

Bis einer der Männer auf einem Stein ausglitt und so unglücklich wegrutschte, dass er fast das Opfer des gähnenden Abgrunds geworden wäre.

In letzter Sekunde konnte der hinter ihm kriechende Polizist ihn am Arm zurückhalten. Nun drohte er selbst hinuntergerissen zu werden, weil er seinen sicheren Halt aufgeben musste und das Gewicht des anderen immer mehr an ihm zerrte.

Lorenzo sah die Katastrophe kommen. Er warnte die beiden, dass sie nicht erschrecken sollten.

»Aushalten, Männer!«, kommandierte er. Aber seine Stimme war nicht mehr so fest und siegesgewohnt wie sonst. Seit er mit dem Dämonen Bekanntschaft gemacht hatte, waren sein Stolz, sein Kampfgeist und seine Leidenschaft dahingeschmolzen. Nur die Verantwortung für seine Männer hielt ihn noch ein wenig am Leben. Für das eigene gab er schon keinen Pfifferling mehr. Er war ausgelaugt, erschöpft, innerlich erschlagen.

Aber dann setzte er an, und er zwang seine Stimme, anzuschwellen und weit durch die Täler und über die Hügel zu fliegen.

Sie hatten die Inkastadt hinter sich. Sie waren auf direktem Wege zu den Camps. Sie folgten praktisch der Fährte die das ungeheure Feuer für sie geschlagen hatte: talabwärts zu den Pflanzungen.

Die anderen stimmten ein. Lorenzo zählte jeweils bis drei. Dann setzten die Stimmen der Männer an, bis auf die der beiden, die vom Absturz bedroht waren. Die gemeinsamen Hilferufe drangen aus ihren Kehlen wie die Todesrufe Verurteilter, die man zum Schafott führte.

Die Todesschreie wurden zu schwindelerregenden Chören, laut und immer lauter, verzweifelter von einem Mal zum anderen.

Aber die Schreie wurden im Lager gehört.

Lorenzo und seine Leute schrien noch, als einer der Männer nach oben sah und die Scheinwerfer des Hubschraubers sah.

»Da!«, sagte er halblaut, um seine Kameraden nicht zu erschrecken.

Lorenzo überlegte nicht eine Sekunde. Jetzt kam es nur darauf an, bald gesehen zu werden. Entschlossen streifte er seine zerfetzte Dienstjacke ab, riss sich das Hemd vom Körper, schnitt es in drei fast gleichgroße Streifen und verknotete sie.

Dann schwenkte er diese Stoffahne mit wilden Gebärden hin und her.

Und Zamorra sah sie als Erster.

Als Les Babos sie ebenfalls erkannte spähten seine Augen nur noch nach einem geeigneten Landeplatz aus. Mehrmals flog er an der Bergkette entlang, prüfte den Hang, an dem Lorenzo mit seinen Männern zu kleben schien.

Er konnte sehen, wie der grelle Schein der starken Lichter die Männer beim vorbeifliegen blendete. Aber er konnte die Lichter nicht ausschalten. Gerade jetzt nicht.

Zum Glück fand er fast direkt über dem alten Felsenpfad ein flaches Felsstück, das einige Quadratmeter groß war. Es war die einzige Möglichkeit, von dort ganz dicht an die verzweifelten Männer heranzukommen.

Kurz entschlossen setzte er an, aber er zögerte noch, die Maschine aufzusetzen. Zamorra sah mit einem Blick, was in dem Piloten vorging. Er musste die Länge der Kufe am Hubschrauber gut einschätzen, um beim Aufsetzen nicht über eine der Kanten wegzurutschen.

Der Hubschrauber selbst war im Ganzen wesentlich länger als das kleine Felsstück, auf dem die Landung erfolgen sollte.

Zamorra überlegte fieberhaft. Dann machte er sich an eines der größten Abenteuer seines Lebens. Trotz des enormen Sogs, der von den rotierenden Flügeln ausging, stemmte er die rechte Tür auf, hielt sich mit der Linken an einem Griff fest und ließ sich halb hinausgleiten. Dann brachte er seinen Oberkörper so weit unter den Rumpf des Hubschraubers, dass er die Bewegungen der Kufen verfolgen konnte.

Es war eine übermenschliche Kraftanstrengung, was jetzt folgen sollte.

Zamorra konnte Les Babos nicht zurufen, wie weit er nach vorn oder hinten oder seitlich drehen musste, um den Hubschrauber sicher aufzusetzen. Also musste er sich wieder in den Rumpf hinaufziehen, Les Babos seine Angaben machen.

Und wieder hinunter mit dem Oberkörper! Wieder geprüft, schnell

berechnet, schnell hinauf in den Hubschrauber! Sechsmal musste Zamorra diesen Kraftakt hinter sich bringen. Dann war er sicher, dass die Kufen des Flugkörpers sicheren Grund finden würden. Und dann ging alles atemberaubend schnell.

Les Babos hatte noch nicht aufgesetzt, als Zamorra schon mit einem Seil hantierte. Der Mexikaner stellte den Motor ab, um eine Verständigung mit Lorenzo und seinen Leuten zu erreichen.

»Bindet zuerst die Verwundeten an!«, rief Zamorra hinunter. Lorenzos Leute hievten mit letzter Kraft, die beiden über dem Abgrund hängenden Männer hoch, banden ihnen das Seil um Oberkörper und Arme, gaben ein Zeichen.

Zamorra und Les Babos zogen an. Bald waren die ersten beiden Polizisten im Hubschrauber verstaut.

»Wie viel seid ihr noch?«, fragte Les Babos schnell.

»Außer uns sind noch sieben Mann unten, und der Capitan.«

»Dann müssen wir dreimal fliegen, Professor«, sagte Les Babos.

»Wir beide sind jedes Mal nötig, um die Leute heraufzuziehen. Und mehr als drei Mann kann ich nicht zuladen, zumindest keine Verletzten.«

Zamorra nickte und rief hinunter, dass man noch einen Mann an das Seil binden sollte. »Haltet aus da unten!«, schrie er aus Leibeskräften. »Wir kommen noch zweimal, und wir nehmen einmal drei und beim letzten Mal vier Mann von euch mit. Verstanden?«

»Claro, Señor!«, antwortete Capitan Lorenzo für seine Leute.

Und Les Babos flog wie der Teufel. Zurück ins Camp, und dann noch zweimal die ganze Tour hin und zurück.

Als Les Babos und Zamorra den letzten der vier aus dem Hubschrauber halfen, waren die ersten drei vom Lagerarzt schon notdürftig behandelt und mit Verbänden versehen. Die ganze Rettungsaktion hatte trotz der Schwierigkeiten keine fünfzig Minuten gedauert.

Zamorra trat an eine Liege, auf die man den Capitan gelegt hatte.

»Ich bin Zamorra«, sagte er. »Und ich weiß, was Sie heute durchgemacht haben. Aber ich werde Sie morgen früh brauchen. Sie müssen mit Les Babos und mir zu der Stelle fliegen, wo sie dem Dämon begegnet sind. Nur von dort aus können wir seine Spur verfolgen – und ihn selbst finden.«

»Ich bin Offizier, Professor. Ich werde ein paar Stunden schlafen und Ihnen zur Verfügung stehen. Ganz gleich, was Sie von mir fordern werden.«

»Es kann sehr viel sein, Capitan.«

»Ich bin zu allem bereit«, sagte Capitan Lorenzo. Dann schwanden ihm die Sinne.

***

Am nächsten Morgen flogen sie los. Les Babos lenkte den Hubschrauber, neben ihm saß Professor Zamorra. Capitan Lorenzo hatte auf der hinteren Bank Platz genommen.

Der Polizeibeamte schlug vor, doch noch zwei oder drei Männer aus seiner Begleitmannschaft mitzunehmen. Zur Unterstützung, wie er sagte.

»Nein.« Zamorra lehnte entschieden ab. »Mit Muskelkraft kommen wir gegen den Dämon nicht an. Und mit Waffengewalt können wir ihm ebenfalls nichts anhaben.«

Der Capitan sah das schließlich ein. Er hatte auf mehr als drastische Art erleben müssen, über welche Kräfte *Fuego Bravo* verfügte.

Trotz der übermenschlichen Anstrengungen vom Vortag war der Capitan wieder bei Kräften. Auch sein eiserner Wille war zurückgekehrt. Er fühlte, dass mit Zamorra der einzige Mann gekommen war, der dem Unwesen des Dämonen ein Ende bereiten konnte.

In wenigen Minuten war die Stelle erreicht, wo die Männer des Capitans gestern abgesprungen waren. Sogar die Maschine stand noch unversehrt an dem Platz, wo sie gelandet war.

Les Babos setzte den Hubschrauber unmittelbar daneben auf das Plateau.

Dann ließ sich Zamorra die Stelle zeigen, wo das Lagerfeuer gebrannt hatte und später die drei Polizisten in die Schlucht gestürzt waren. Mit Schaudern sah Lorenzo hinunter. Es war nichts zu erkennen.

»Wir werden ihre Leichen holen müssen«, sagte er.

Zamorra nickte. Aber sein eisiges Schweigen zeigte dem Capitan an, dass noch Wichtigeres auf dem Plan stand. Der Professor musste zuerst die Spur Fuegos verfolgen.

»Gehen Sie bitte voran, Capitan«, forderte er ihn auf. »Und nehmen Sie den gleichen Weg, den Sie gestern mit Ihren Leuten gegangen sind, als sie vor dem Feuer fliehen mussten.«

»Es gibt nur den einen Weg«, gab Lorenzo zur Antwort. »Wir müssen diesen Felsweg hinunter.« Dann ging er voran.

Zamorra und Les Babos folgten.

Bei Tageslicht war der Pfad weniger beschwerlich, als es dem Capitan in der Dunkelheit der Nacht vorgekommen war. Schon nach wenigen Minuten war der Eingang zu der Höhle erreicht, in die sich die Männer geflüchtet hatten.

Zamorra blieb wenige Meter davor stehen. Dann entschloss er sich, das Innere genau zu untersuchen.

Er kam nicht mehr dazu. Als er die ersten Schritte auf den Eingang zu machte, schlugen plötzlich hohe Flammen aus der Öffnung. Und gleich darauf trat das grimmige Wesen hervor, nach dem er suchte.

Inmitten von Flammen stand *Fuego Bravo* vor ihm!

Zamorra spürte, wie den Capitan die Angst packte. Er spürte es, auch ohne sich umzudrehen. Er hörte leise Schritte und wusste, dass der Capitan sich langsam zurückzog.

Fuego Bravo ließ ein dröhnendes, höhnisches Lachen ertönen.

»Wer seid ihr?«, fragte er. »Und was wollt ihr von mir?«

»Ich bin Zamorra«, sagte der Professor ruhig. »Und ich bin gekommen, um dich unschädlich zu machen.«

Fuego fuchtelte mit Händen und Armen und schrie wild auf. Dann schlug er mit einem Stock auf die Erde, und sofort sprangen neue Flammen um ihn hoch.

»Du magst eine Haut aus Stahl haben«, sagte Zamorra verächtlich.

»Das Feuer macht dir nichts aus. Also gut. Aber dein Geist ist zu klein, *Fuego Bravo*. Für mich selbst bist du nicht der mächtige Geist, der du sein willst. Du bist lächerlich, und ich werde es dir beweisen.«

Der Dämon starrte den Professor an, als höre er nicht richtig.

Dann brüllte er wieder los, ohnmächtig vor Wut über die Worte des Fremden.

Langsam kam er auf die drei Männer zu. Zamorra wartete, solange er die Hitze des Feuers aushalten konnte.

»Wir sind ohne Waffen«, sprach er den Dämonen an. »Und wenn du uns durch dein Feuer vernichten willst, beweist du nur, wie schwach du bist. Du bist unfair, wenn du gegen unbewaffnete Männer antrittst.«

Zamorras Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Fuego Bravo blieb stehen, sah auf die Männer.

»Du hat Recht, kleiner weißer Zauberer«, sagte er mit einem höhnischen Grinsen. »Und da du sagst, dass du mich durch deinen Geist besiegen willst, werden wir uns auf geistige Weise bekämpfen.«

»Das meinst du ernst?«, fragte Zamorra. »Du, der du kein allgewaltiger Geist bist? Warum brauchst du Tonnen von Benzin, um ein gewaltiges Feuer zu machen? Warum stampfst du nicht mit dem Fuß auf die Erde und lässt die Berge brennen? Sag mir, wie ich gegen dich kämpfen soll.«

»Du wirst zuerst mein Feuer besiegen«, sagte der Dämon. Er sah in die tiefe der Schlucht hinunter, wo die dahinschießenden Wellen des Urubamba-Flusses rauschten.

»Wenn du mein Feuer besiegst, hast du ein Viertel von mir überwunden«, sagte der Dämon. »Viermal wirst du gegen mich antreten, und viermal musst du größer sein als ich. Aber du wirst mich nicht niederbeugen, du kleiner Geist mit dem großen Mund. Besiege mein Feuer, wenn du das Gegenteil beweisen willst.«

Langsam ging der Unheimliche wieder auf den Eingang der Höhle zu.

»Halt, Fuego Bravo!«, rief Zamorra zu ihm hinüber. »Von welchem Feuer sprichst du? Willst du wieder deine wütenden Flammen in die

Camps schicken und hundert und aberhundert Menschenleben gefährden?«

»Ich werde hundert Menschen vertreiben, und ich werde tausend Menschen vertreiben«, sagte der Dämon grimmig. »Ich werde das Land freimachen von allen Fremden. Auch von dir, der du dich Zamorra nennst. Bald wird die Welt von Zamorra nichts mehr wissen, aber *Fuego Bravo* wird ewig der Herr des Feuers sein und über die Berge regieren.«

»Sag mir, welches Feuer ich bezwingen soll«, sagte Zamorra hart.

Der Dämon sah wieder hinunter in die Schlucht.

»Der große Fluss wird brennen, Zamorra. Und du wirst den Brand nicht löschen, kleiner Zauberer. Dann ist ein Viertel von dir besiegt.«

Dann verschwand der Unheimliche in der Höhle. Zamorra blieb mit seinen Begleitern allein. Sie sahen sich fragend an. Dann war es Les Babos, der das Schweigen brach.

»Wenn er den Fluss anzünden will, braucht er wieder Öl und Benzin dazu.«

»Himmel!«, sagte Zamorra. »Zurück in die Camps! Wir müssen die Öltanks bewachen, schärfer als je zuvor.«

Les Babos schüttelte den Kopf. »Die Vorräte, die wir gestern heranschaffen ließen, sind sehr klein. Ich glaube nicht, dass *Fuego* sich den Brennstoff wieder bei uns holt. Aber wir sollten an das denken, was der Geist angedroht hat. Er muss einen Weg wissen, um den Fluss in Brand zu stecken. Damit müssen wir fest rechnen. Und wir müssen einen Weg finden, dieses Feuer zu löschen.«

Zamorra überlegte.

»Auf meiner Karte sehe ich, dass in der Nähe ein kleines Ölvorkommen ist«, sagte er.

»Ich verstehe nicht«, sagte Les Babos.

»Zu den Sicherheitsvorschriften bei den Öllagern gehört auch ein Vorrat an Dynamit«, erklärte der Professor. »Es gibt Sprengexperten, die sich auf das Löschen von großen Ölbränden verstehen. Das ausgebrochene Feuer wird durch eine Explosion von Dynamit niedergehalten und gelöscht.«

»Diablo!«, sagte Les Babos anerkennend. »Was für eine Idee, Professor! Sobald wir im Camp zurück sind, werde ich zu dem Ölfeld fliegen und Dynamit besorgen.«

»Ich begleite Sie, Babos«, sagte Zamorra. »Wir werden diesem *Fuego* zeigen, wer Herr über das Feuer ist. Aber jetzt zuerst zu den toten Männern des Capitans. Glauben Sie, dass Sie den Hubschrauber durch die enge Schlucht bringen können?«

Les Babos sah hinunter. Links und rechts ragten gefährliche Felsvorsprünge in die Luft. Es würde ein sehr gewagter Flug werden.

»Les Babos hat noch nichts versucht, was er nicht auch geschafft

hätte«, sagte der Mexikaner zuversichtlich. »Steigen Sie ein, Señores.«
Minuten später senkte sich der seltsame stählerne Vogel mit den rotierenden Flugblättern dem Boden der Schlucht entgegen. Aber die Suche nach den toten Polizisten sollte noch über eine Stunde dauern.

***

Der Sturz in den gewaltigen Abgrund hatte die Toten so arg zugerichtet, dass Lorenzo sie nur durch ihre Uniformen identifizieren konnte.
Er brachte kein Wort heraus. Von gewaltigem Grimm erfüllt, half er Zamorra, die Leichen zu bergen und im Hubschrauber unterzubringen. Dann machte sich Les Babos an das neue Manöver des Aufstiegs mit dem Hubschrauber. Sicher brachte er die Maschine zum Plateau zurück.
Von dem Dämonen war nichts mehr zu sehen.
Lorenzo stieg aus, um sich zu seiner eigenen Maschine zu begeben. Er schätzte die Entfernung ab, die ihm zum Start blieb. Dann wagte er es. Er startete kurz durch, gab Vollgas und riss das Höhensteuer sofort hoch.
Les Babos war selbst ein ausgezeichneter Pilot, aber ihm entfuhr ein erstauntes Wort der Anerkennung, als er Lorenzo in seiner Maschine steil nach oben steigen sah.
»Alle Wetter!«, sagte er. »Der Mann hat bessere Nerven, als ich dachte.«
Zamorra machte ihm ein Zeichen. Es war das Drängen zum Aufbruch.
Les Babos nickte und ließ den Hubschrauber absetzen. Sie flogen zurück ins Camp, wo sie zunächst die drei Leichen ausluden und dafür sorgten, dass Sie begraben wurde. Lorenzo schlug vor, ihre körperlichen Hüllen auf dem kleinen Friedhof hinter den Camps zu begraben, da die drei Männer ohne Familie und Angehörige waren.
»Hier oben bin ich sicher, dass man sich wenigstens um ihre Grä- ber kümmert«, sagte er.
Nick Pensley, der sich von den Ereignissen berichten ließ, war damit einverstanden.
Ohne eine Minute zu verlieren, begab sich Zamorra mit Les Babos zu dessen Sportflugzeug. Eine halbe Stunde darauf waren sie bei den Ölfeldern angelangt. Les Babos kannte den Leiter der Bohrstelle, und es bereitete ihm keine Schwierigkeiten, zwei Kisten mit Dynamitpatronen von ihm zu bekommen.
In knappen Worten berichtete er von allem, was in den Camps und am Machu Picchu vorgefallen war. Der andere verstand sofort.
Les Babos hatte keine Zeit zu verlieren. Und er erkannte die Verbissenheit des fremden Mannes, der ihm als Zamorra vorgestellt worden war. Dieser Mann schien fähig zu sein, es mit einem

übernatürlichen Gegner aufzunehmen und ihn unschädlich zu machen.

Zamorras Plan stand bereits fest. Er erläuterte ihn dem Mexikaner.

»Wir wissen nicht, wo *Fuego* diesmal zuschlagen wird«, sagte er.

»Also werde wir viele Männer brauchen, um den Fluss abzusichern und zu bewachen. Wir werden die Leute so aufstellen, dass einer den anderen in Sichtweite behält oder sich durch Rufen bemerkbar machen kann. Ich weiß nicht, ob es uns gelingen wird, Fuego beim Legen des Feuers zu überraschen. Aber wenn er es fertig bringen sollte, den Fluss in Flammen zu setzen, dann werden wir gleich zur Stelle sein müssen. Deshalb möglichst viele Männer.«

»Ich bin sicher, dass Nick Pensley Ihnen die ganze Besatzung der Camps zur Verfügung stellt«, sagte Les Babos. »Er hat Ihnen doch jede Hilfe zugesagt, Señor. Und notfalls müssen die Arbeiten in den Pflanzungen für kurze Zeit ausgesetzt werden.«

Der Plan wurde nach ihrer Rückkehr sofort mit dem Ersten Ingenieur besprochen. Nick Pensley sagte sofort zu, alle verfügbaren Männer für das Sonderkommando freizugeben.

»Sie können etwa hundertzwanzig Mann haben«, sagte er. »Aber glauben Sie, dass sie ausreichen werden, Professor? Der Urubamba ist kein Gebirgsbach, den man im Auge behalten kann. Er ist ein ausgewachsener Strom von sehr großer Länge. Wie wollen Sie ihn unter Kontrolle halten?«

Nick Pensley hatte Recht. Aber Zamorra war sicher, dass *Fuego Bravo* einen nächsten Racheakt zumindest in der Nähe der FRUIT CAMPS starten würde. Dabei fielen ihm die Geräte ein, die man bei dem nächtlichen Brand ins Tal transportiert hatte.

Auf seine Frage erfuhr er, dass Nick Pensley das Lager am Fluss aufgelöst hatte. »Die meisten Sachen sind wieder oben in den Camps«, sagte er. »Und der Rest wird im Laufe des Nachmittags mit LKWs herauf gefahren.«

»Gut«, sagte Zamorra. »Dann behalten Sie also alle Männer, die für diese Transporte nötig sind. Alle anderen lassen Sie bitte zum Fuhrpark kommen. Wir werden uns ein paar Mannschaftswagen nehmen und die Männer zum Fluss befördern.«

Diese Vorbereitungen dauerten keine zehn Minuten. Dann ging es hinunter in die Schlucht, die die reißenden Wasser des Urubamba im Laufe von Jahrmillionen ins Gebirge gegraben hatten.

Auf viele Kilometer Flusslänge wurden Nick Pensleys Arbeiter verteilt. Sie tarnten sich, so gut es ging, in den Gebüschen am Flussufer.

Zamorra wies sie an, äußerste Aufmerksamkeit walten zu lassen.

Und die Männer warteten auf das neue Ereignis.

Sie warteten bis zum Einsetzen der Abenddämmerung, und es

geschah nichts.

Sie warteten Stunden um Stunden. Bis Mitternacht geschah nichts.

Zamorra und Les Babos waren im Jeep unterwegs. Sie kontrollierten, ob die Männer in Deckung waren und aufmerksam Posten standen. Es wurde zwei Uhr nachts, und es geschah nichts.

Zamorra fragte sich, wie *Fuego Bravo* es anstellen würde, den Fluss in Brand zu setzen. Er musste einfach wieder Öl und Benzin haben, und davon große Mengen. Aber wie würde er es sich beschaffen?

Die riesigen Tanks der Camps waren schwer bewacht. Keine Maus würde durch die neue Absperrung kommen.

Und Fuego Bravo gab sich zu erkennen, wenn er auftrat! Das ließ zumindest darauf schließen, dass er nicht die Fähigkeit hatte, sich unsichtbar zu machen!

Halb drei Uhr. Unheimlich lag die Dunkelheit über den Bergen und in der Schlucht über dem Urubamba. Und nichts geschah.

Kein Zeichen von *Fuego Bravo*. Kein Feuer auf dem Fluss, nicht einmal eine kleine Flamme, die den Alarm auslösen sollte.

Und doch war der Dämon der brennenden Berge nicht untätig. Er war unterwegs. Und er war sicher, dass er reiche Beute finden würde.

Les Babos konnte so wenig wie Zamorra wissen, dass der Unheimliche seine Rache auch auf andere Gebiete ausdehnen würde.

Sie warteten auf ein Zeichen, und noch immer geschah nichts.

Und als es geschah, war es viele Kilometer von ihrem Standort entfernt.

Zamorra sah in den Fond des Jeeps. Dort lagen die beiden Kisten mit den Dynamitpatronen. Der Professor brannte darauf, mit ihnen den Kampf gegen das Feuer und damit gegen den Dämon selbst aufzunehmen.

In diesem Augenblick fühlte sich Zamorra leicht an der Schulter gefasst.

Als er die glänzenden Pupillen vor sich sah, wusste er sofort, wer ihm gefolgt war.

»Morencita!«, sagte er erstaunt. »Wen suchst du hier?«

»Dich!«, sagte das Indiomädchen. »Ich suche schon lange, aber du bist weit weg. Ich habe die Männer am Fluss gefragt. Sie sagten immer: weiter unten, geh weiter hinunter am Fluss.«

»Und was soll das? Warum suchst du mich?«

»Ich will dir sagen, dass du hier nicht warten musst. Du wartest auf ihn, und er kommt nicht.«

Natürlich meinte das Mädchen den Feuergeist aus den Bergen.

»Wie kommst du darauf?«, fragte Zamorra schnell. »Weißt du, wo er ist?«

»Nicht genau«, sagte Morencita. »*Fuego* trägt das große Feuerkleid, mit den ganz roten Federn. Das trägt er nur, wenn er von Machu

Picchu weggeht. Er ist über den *Huayna* gegangen, nach Westen, wo der Fluss sich biegt.«

»Wie weit ist das?«, fragte Zamorra.

»Morencita muss drei Stunden laufen«, gab das Mädchen zur Antwort. »Aber *Fuego* braucht nur zwei Stunden dazu.«

»Verdammt!«, knirschte Les Babos durch die Zähne. »Dann will er hinauf zum *Camp de los Rios*.«

»Wie weit ist das?«, fragte Zamorra.

»Etwa zwanzig Kilometer. Dieser Hund, der elende! Er will an die Stelle, wo der Yuru in den Urubamba mündet. Dort gibt es ein großes Holzlager neben den Camps. Wenn er die Baumstämme anzündet und Öl ins Wasser gießt, haben wir bald eine brennende Flotte den Fluss herunterkommen, und der Fluss selbst wird genau so brennen, wie er es vorausgesagt hat, der *diablo* von einem Geist.«

Les Babos gab Gas. Er kümmerte sich nicht mehr um das Mädchen, das so lautlos im Wald verschwand, wie es herausgetreten war.

Morencita hatte ihren Auftrag ausgeführt.

Nun musste Zamorra noch sehen, den seinen zu Ende zu bringen.

Aber diesmal sollte *Fuego Bravo* ihm zuvorkommen.

***

Ein gespenstischer Zug von sechzehn schweren Lastwagen schob sich auf der neuen Straße am Rande des Urwalds dahin. Mit langen Fingern griffen die starken Lichtkegel der Scheinwerfer vor sich die Straße ab und tauchten für Sekunden alles in gleißendes Licht.

Sechzehn schwere Tankwagen die von den Raffinerien an der Westküste Perus kamen, um die Stationen der *Campos de los Rios* anzusteuern.

Im vorderen Wagen saßen zwei Peruaner, die seit Jahren auf dieser Strecke fuhren. Der beschwerliche Nachtdienst konnte ihnen nichts anhaben. Als Fahrer der schweren Benzinzüge verdienten sie recht gut und hatten keine Sorgen, ihre Familien zu ernähren.

Sie lösten sich ab, Stunde um Stunde, um sich vor Übermüdung zu schützen. Der Mann, der jetzt als Beifahrer fungierte, pfiff halblaut ein Lied vor sich hin. Es war ein altes peruanisches Lied, das von einem Mädchen erzählte. *Munita, schön und hell, mit dunkelbraunen Haaren…*

Plötzlich stutzte der Fahrer des Wagens. Die Scheinwerfer hatten eine dunkle Gestalt erfasst, die vor ihnen mitten auf der Straße stand und wild mit den Armen gestikulierte. Es schien ein uralter Mann zu sein. Er trug eine Art Stock in der rechten Hand.

»Sieh mal den da!«, sagte der Fahrer. »Was ist denn das für ‘ne Type!«

»Ein Anhalter. Der will bestimmt zum Karneval nach Rio.«

»Quatsch! Der fängt doch erst in ein paar Monaten an.«

»Wer weiß«, meinte der Beifahrer. »Es soll ja Leute geben, die das ganze Jahr dafür trainieren, um die tollen acht Tage durchzuhalten.«

Der Fahrer war gezwungen, den Motor zu drosseln. Langsam ließ er den Wagen auslaufen und brachte ihn zum Stehen, keine fünf Meter vor der seltsamen Erscheinung. Die beiden Männer hörten, wie hinter ihnen die Bremsen der übrigen Fahrzeuge kreischten.

Die Benzinkarawane des Urwalds war zum Stehen gekommen.

»Komischer Vogel«, bemerkte der Fahrer noch. »Sieht aus, als hat er sich ein paar hundert Federn auf den Leib geklebt. Bin neugierig, wo der um diese Zeit hin will.«

»Frag ihn doch einfach«, meinte sein Kollege.

Der Fahrer öffnete das linke Fenster und sah hinaus.

Der alte Mann kam langsam heran und fuchtelte mit dem Stock vor ihm herum. Jetzt erst sah der Fahrer, dass der Unbekannte eine Fackel trug.

»Wo willst du denn hin, Alter?«, fragte er forsch. »Hat dir dein Liebchen den Laufpass gegeben?«

Der andere grinste über diesen Witz, aber der Fremde reagierte ganz anders darauf. Mit einem Satz war am Wagen riss die Tür zum Fahrerhaus auf und zerrte den Fahrer am Arm.

»Aussteigen!«, befahl er mit heiserer Stimme.

»Was ist los?«, fragte der Peruaner. »Du hast wohl ‘n Sprung in der Rinde, he? Sag mir lieber, wo du hinwillst.«

»Nirgends«, sagte der Fremde. »Ich will euch warnen.«

»Warnen? Wovor?«

»Großer Steinschlag da vorn, gleich hinter der nächsten Kurve. Da kommt ihr nicht durch mit den schweren Wagen. Müsst zuerst alles wegschippen, Straße freimachen.«

»Das ist aber nett von dir«, sagte der Fahrer. »Also, dann runter vom Bock, Kumpel. Wir sind ja Kummer gewöhnt.«

Der Beifahrer stieg auf der anderen Seite aus und eilte nach hinten, um den anderen Besatzungen der Tankwagen Bescheid zu geben.

Man war vorbereitet für solche Fälle. Man war immer gut mit Geräten versehen.

Bald standen zweiunddreißig Männer, mit Spaten und Schaufeln bewaffnet, zur Räumung der Straße bereit.

Sie sahen auch schon die ersten Steinbrocken auf der Straße liegen.

Keine zehn Meter vor sich. Also war der alte Indio weder ein Spinner noch einer, der sich einen schlechten Scherz mit ihnen erlaubte.

»Auf zum Steine schippen!«, rief der Fahrer des ersten Wagens gutgelaunt. Daraufhin zog der ganze Trupp los. Zunächst sah es nicht nach einem richtigen Steinschlag aus. Nur vereinzelt lagen kleinere und größere Brocken im Wege. Mit denen wären die schweren Dieselmaschinen der Tankwagen leicht fertig geworden.

Aber immer, wenn die Männer meinten, die Hindernisse beseitigt zu haben, tauchte hier und dort vor ihnen ein größerer Felsbrocken auf. Sie folgten der Straße noch ein Stück und hatten fast einen Kilometer zu Fuß zurückgelegt, als einer von ihnen die Hand ans Ohr legte. »Hört mal!«, sagte er halblaut.

Das Geräusch von Motoren kam auf sie zu. Und doch blieb es in der Ferne und verhallte wieder. Dann wieder das Geräusch.

»Ich sage euch, da ist was faul!«, meinte einer der Fahrer. »Wenn das da hinten Motorengeräusch ist, dann kommt das von unseren eigenen Wagen. Denn ein anderer kommt auf dieser engen Straße nicht an uns vorbei.«

»Sacramento!«, schrie ein anderer los. »Der verdammte Alte!«

Der Alte, der von denen, die ihn kannten, *Fuego Bravo* genannt wurde, tat inzwischen ganze Arbeit. Er ließ einen Motor nach dem anderen an. Er kletterte auf jeden der sechzehn Wagen und öffnete die Schraubverschlüsse. Er sprang hinunter, kletterte hinter das erste Steuer und lenkte den Wagen ganz langsam auf den Fluss zu.

Mit lautem Plumpsen rutschte der Tankwagen in den gurgelnden Fluss. Und *Fuego* wiederholte das fünfzehn Mal. Fünfzehn Wagen ergossen ihren Inhalt in die gischtenden Wellen des Urubamba.

Dann setzte sich der Dämon in den letzten Wagen und fuhr los.

Direkt auf die Fahrer und ihre Beifahrer zu.

»Der hat uns einen Wagen geklaut!«, rief der, der ihn zuerst auf sich zukommen sah. Es blieb ihm nichts übrig, als schleunigst auf die Seite zu springen. Die anderen taten es ihm nach.

Und schon war der Dämon des Feuers an ihnen vorbei. Wie wild lenkte er den schweren Tankwagen über die enge Bergstraße.

Er kannte sein nächstes Ziel genau. Er fuhr bis hinauf zu den *Campos*. Dort lagen die Stämme von vielen hundert gefällten Bäumen.

Dicht am Ufer. Mit Seilen und Trossen befestigt, damit sie nicht wegrutschen konnten.

Fuego löste das Problem schnell. Er fuhr rückwärts an die Holzstapel heran. Er löste die schweren Abschleppketten von dem Fahrzeug, verband sie mit den Seilen des ersten Stapels. Dann zog er an.

Die Seile gaben langsam nach, ganz langsam nur, aber die Spannung wurde bald zu stark.

Ächzend zerplatzten die Seile. Und krachend schoss der erste Stapel mit zwanzig dicken Baumstämmen in den Fluss.

Der Dämon wiederholte das so oft, bis er meinte, genügend Holz für sein neues großes Feuerwerk im Wasser zu haben.

Mit einem wilden Grinsen hockte er sich wieder hinter das Steuer und fuhr zurück. Nach wenigen Minuten schon sah er die ratlosen Männer in einer Gruppe auf der Straße stehen. Sie sahen so entsetzt und verdattert aus, dass Fuego ahnte, was sie beschäftigte. Keiner

konnte sich erklären, wo die fünfzehn riesigen Wagen geblieben waren. Sie konnten doch nicht vom Erdboden verschwunden sein!

Und genau das waren sie ja. Vom *Erdboden* verschwunden. Dass sie längst gurgelnd auf den Grund des Flusses gefahren waren, ahnte niemand. Und der Schreck und das Staunen über die verschwundenen Wagen ließen die Männer nicht einmal den scharfen, penetranten Geruch wahrnehmen, der vom Fluss herkam. Hunderttausende Liter von Benzin und Öl schwammen auf dem Wasser dahin.

Sie waren diesen Geruch gewöhnt und störten sich nicht daran.

Aber da kam der Fremde wieder heran! Dicht vor ihnen hielt er.

Keiner der Männer machte eine Bewegung. Sie ahnten das Übermenschliche, Übernatürliche in der Kraft des sonderbaren Mannes.

Endlich trat einer der Fahrer vor.

»Wo sind unsere Wagen?«, fragte er.

»Die habe ich versteckt«, sagte der Fremde.

»Red keinen Blödsinn, sonst hau ich dir…«

»Schweig!«, dröhnte die Stimme des Dämonen. »Wenn du *Fuego Bravo* zu schlagen wagst, bist du ein toter Mann.«

Der Name rief lähmendes Entsetzen bei den Männern hervor. Sie kannten die Macht des Feuergeistes aus den Erzählungen der Indios. Sie hatten nie so recht an ihn geglaubt. Aber jetzt standen sie ihm gegenüber, Auge in Auge. Sie waren ihm ausgeliefert. Eine Gegenwehr war zwecklos.

»Ich zeige euch, wo eure Wagen sind«, sagte *Fuego Bravo*.

Er zog einen metallenen Gegenstand aus einer verborgenen Tasche. Damit strich er kurz über die Fackel, die man zuerst für einen Holzstock gehalten hatte.

Es stank nach Pech und Schwefel, und die verängstigten Peruaner glaubten, wirklich in der Hölle zu sein. Dann lohte das Feuer der Fackel auf.

Und im nächsten Augenblick trat Fuego Bravo bis dicht ans Ufer des Urubamba heran. In hohem Bogen schoss die Fackel auf die Mitte des Flusses zu.

Und dann brach eine Hölle aus Feuer los.

Im Nu entzündeten sich die leicht brennbaren Treibstoffe auf dem Wasser. Die Flammen leckten nach allen Seiten und schossen auf beide Ufer zu.

Und jetzt brachte der Fluss noch neue Nahrung für das Feuer!

Von den *Campos* herunter schoss der Urubamba über eine Stromschnelle hinweg, und die schweren Baumstämme wurden wie Streichhölzer ins niedrigere Wasser geschleudert. Mit großer Geschwindigkeit flogen die Stämme auf den Wellenkämmen heran, mischten sich mit dem brennenden Öl und Benzin auf dem Fluss.

Bald waren sie schwimmende Fackeln von einer Größe, wie noch kein Mensch sie gesehen hatte.

Nun war eingetreten, was der Dämon des Feuers vorausgesagt hatte: der Fluss brannte! Und er brannte schon auf einer Länge von fast vier Kilometern.

Es war nicht auszudenken, was dieser reißende Strom aus Flammen, Rauch und Vernichtung anstellen würde, wenn er die nächsten Siedlungen erreichte!

Mit Entsetzen sahen die Fahrer den Dämon auf den letzten ihrer Wagen klettern. Fuego Bravo schraubte wie bei den anderen vorhin den Verschluss ab. Dann schlug er das Lenkrad ein, stellte den Motor an und gab langsame Fahrt. Zentimeterweise näherte sich das schwere Ungetüm von Fahrzeug dem Fluss, der sein Friedhof werden sollte.

Im letzten Augenblick sprang der Dämon ab und überließ den Wagen seinem Schicksal. Schreie der Angst und des Schreckens ertönten unter den Männern, als der Wagen die Böschung hinabstürzte und bald darauf eine haushohe Stichflamme aus den Fluten hochschoss.

Als sie vom Fluss weg auf die Straße sahen, war der Dämon verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben.

Sie wussten nicht, was sie beginnen sollten. Dann schlug einer vor, doch die kurze Strecke zu den *Campos* zu Fuß zurückzulegen, damit die Leute von der Pflanzung alarmiert werden konnten.

Aber da hörten sie noch einmal die raue, grimmige Stimme des Ungeheuers.

»Grüßt Zamorra von mir!«, hallte diese Stimme durch das Flusstal.

»Er muss bald hier sein, denn er will das Feuer löschen!«

Fuegos Stimme kam von der Felswand neben dem Fluss her. Niemand hatte gesehen, wie er so rasch dorthin gelangt war.

Sie sahen sich an. Sie überlegten.

»Einer muss wissen, dass dies hier geschehen würde«, sagte endlich einer der ältesten Fahrer. »Ich schlage vor, dass ein paar Mann von uns hier bleiben und warten.«

Man beschloss, dass sechs Mann an der Stätte des Grauens zurückblieben. Die übrigen machten sich auf den Weg nach den *Campos de los Rios*.

***

Drei Minuten später raste Les Babos mit seinem Jeep heran. Der Wagen stand noch nicht, als Zamorra schon hinausgesprungen war.

»He! Sie! Heißen Sie Zamorra?«, rief einer der Fahrer. Und er wartete nicht auf eine Antwort.

»Ich soll Sie von *Fuego Bravo* grüßen. Ist es wahr, dass Sie dieses Feuerwerk löschen wollen?«

»Ich will es nicht nur«, rief Zamorra zurück. »Ich bin hier, um es auch

zu tun.«

Da schwiegen die Männer, und Zamorra kümmerte sich nicht weiter um sie. Er war sicher, dass er von ihnen keine Hilfe zu erwarten hatte.

Mit einem schnellen Blick auf den Fluss, wo sich die Flammen meterhoch türmten, übersah er die ganze Gefährlichkeit der Lage.

»Passen Sie auf, Babos, Sie werden hier bleiben und von hier aus mit der Aktion beginnen. Ich fahre hinunter, bis dorthin, wo dieses Flammenmeer im Fluss aufhört. Ich muss zuerst das untere Ende des Brandes in den Griff bekommen. Der Fluss ist schnell und kann bald noch größere Verwüstung anrichten. Sie tauchen hier und verbinden die einzelnen Dynamitpatronen miteinander. Dasselbe mache ich am anderen Ende des Brandes. Haben Sie eine Pistole bei sich?«

»Si, profesor.«

»Gut. Legen Sie die Patronen nicht zu tief. Sie müssen an den Netzen hier befestigt werden. Die Zündschnüre legen Sie am Ufer herauf bis zur Straße. Entfernung von Patrone zu Patrone sechs Meter. Das bedeutet, dass jeder von uns nur einmal zünden muss. Die Detonation unter Wasser ist so stark, dass immer die nächste Patrone mit zum Explodieren gebracht wird. Klar, Babos?«

»*Claro, Señor.*«

»Gut. Ich brauche diese Kettenreaktion von Detonationen. Sobald eine Patrone ihre ungeheure Kraft loslässt, wird durch den Druck die Luft so erschüttert, dass der Sauerstoff entweicht und die Flammen zum Ersticken bringt. Bevor die daneben befindliche Luft das Feuer weiter entfachen kann, muss aber schon die nächste Detonation erfolgen. Deswegen die kleinen Abstände. Auch klar?«

»Claro«, wiederholte Les Babos.

»Wir müssen so schnell wie möglich arbeiten«, sagte Zamorra weiter. »Bitte die Uhren vergleichen.«

Sie stellten ihre Armbanduhren auf genau vier Uhr.

»Wer von uns zuerst fertig ist, also alle Patronen angebracht hat, gibt einen Pistolenschuss ab. Der zweite antwortet wenn auch er alle Patronen im Wasser hat und bereit ist, die wasserdichte Zündschnur in Gang zu bringen. Von diesem zweite Schuss an zählen wir genau zehn Sekunden auf unseren Uhren mit. Dann werden die Schnüre gezündet.«

»Ist alles klar«, sagte der Mexikaner plötzlich auf Englisch.

Dann luden sie die Hälfte ihrer Ausrüstung ab. Dynamitpatronen, Netze, Zündschnüre, Schwimmer und Haltehaken für die Netze. Zamorra hatte alles vorausbedacht. Sie konnten ans Werk gehen.

Und sie mussten ans Werk gehen. Denn der Fluss war zu einem mörderischen Strom aus Feuer und Rauch geworden.

***

Les Babos machte sich daran, seine Sprengladungen mit den Schnüren in die Netze zu knüpfen. Zamorra wusste, dass er sich auf den Mexikaner verlassen konnte. Er fuhr in rasendem Tempo davon.

Nach wenigen Minuten hatte er die untere Stromstelle erreicht, bis zu der die Feuerbrunst auf dem Wasser sich ausgedehnt hatte.

Zu seiner Zufriedenheit konnte er feststellen, dass der Urubamba hier sehr breit war und ziemlich träge dahinfloss. Das Feuer würde also nicht so schnell um sich greifen, wie oben hinter den Stromschnellen. Zamorra berechnete die Geschwindigkeit des Wassers.

Dann fuhr er ein Stück weiter. Er wollte die Sprengung so ansetzen, dass die Flammen bis dahin nicht über die erste Einstiegsstelle hinausgetragen würden.

Der Professor brachte den Jeep zum Stehen und sprang aus dem Wagen. Schnell waren die vielen Patronen aus der Kiste in das Netz geknüpft, das Zamorra zuerst ins Wasser bringen wollte.

Die Strömung war wirklich ziemlich gering an dieser Stelle. Das brachte Zamorra schnell voran. Unter Wasser tastete er sich vorwärts, immer Flussaufwärts. Bald war das erste Netz im Fluss verstaut und gesichert.

Zamorra lief zum Wagen zurück. Die nächsten Dynamitpatronen.

Das nächste Netz. Der Professor arbeitete mit fieberhafter Schnelligkeit. Er musste es diesem *Fuego Bravo* zeigen!

Ein seltsames Gefühl überkam Zamorra bei dem Gedanken an den Geist der Berge und des Feuers. Bisher hatten sich alle Geister und Dämonen versteckt gehalten. Er musste ihre Behausungen suchen, musste sie aufstöbern, um ihnen entgegenzutreten. Aber der Geist der brennenden Berge zeigte sich ganz offen, quasi von Mann zu Mann. Es war sicher, dass er sich seiner Kräfte bewusst war.

Und Zamorra wusste, dass er seine ganze geistige Überlegenheit einsetzen musste, um *Fuego Bravo* zu bezwingen.

Schon war Zamorra wieder im Wasser. Er schwamm mit kräftigen Stößen gegen die gelinde Strömung an. Dann tauchte er wieder.

Ließ das Netz in den Fluss hinunter. Gerade so tief, dass das Ende der Zündschnüre unterhalb der Wasseroberfläche zu hängen kam.

Und wieder zurück zum Wagen. Die neue Ladung vorbereitet.

Das Netz ins Wasser gebracht. Stellenweise konnte Zamorra am Ufer entlangwaten. Dann schwamm er wieder. Sah Flussaufwärts.

Etwa einen Kilometer vor ihm erschienen die ersten brennenden Fackeln des Dämons: die ersten Baumstämme trieben langsam heran.

Zamorra sicherte das letzte Netz, damit es nicht abgetrieben wurde.

Dann schwamm er zurück. Eilte ans Ufer und zum Jeep.

Als er die Pistole aus einem Versteck im Fond es Jeeps holen wollte, ertönte von oben am Fluss her der Schuss des Mexikaners.

Ausgezeichnet, dachte Zamorra. Les Babos ist auch schon fertig mit

seinen Vorbereitungen. Zamorra sah auf die Uhr. Der Sekundenzeiger näherte sich der nächsten vollen Minute. Der Professor wartete, bis der Zeiger die Zwölf erreichte. Dann feuerte er. Zählte bis zehn. Und nahm die zu einem Bündel verschnürten Sprengleitungen auf.

Mit seinem Feuerzeug brachte er das Bündel zum Glimmen. Die Flammen fraßen sich schnell an den Schnüren entlang. Ein banger Moment. Jetzt erreichten die züngelnden kleinen Flammen den Fluss.

Aber sie verlöschten nicht. Sie waren so präpariert, dass sie dem Wasser widerstanden. Eine kleine schützende Hülle umgab sie. Die Flammen würden weiter an den Schnüren entlangkriechen. Auf die vielen hundert Patronen zu. Sprengsatz an Sprengsatz.

Würde Zamorras Vorhaben gelingen? Alles hing jetzt davon ab.

Und da! Der erste ohrenbetäubende Knall! Die erste Detonation!

Erst wie ein zitterndes Brummen, aber dann brach sich der ungeheure Schall seinen Weg ins Freie. Die Explosion setzte sich mit wildem Geheul in der Luft fort. Und die Zündung versagte nicht! Sie riss die nächste Patrone an, ließ sie in tausend Fetzen zersplittern.

Und die dritte Detonation, dann die vierte! Und dann ein wahres Höllenfeuer und ein Lärm von Detonationen, die sich Flussabwärts hinzogen und viele Kilometer weit zu hören waren.

Die Wucht der Detonationen fuhr bebend in die heranströmenden Massen aus Wasser und Flammen und brodelndem Gischt. Und die Kraft der Explosionen riss das Feuer auseinander, ließ die Flammen zusammenfallen ins Nichts und blies das schwimmende Meer aus Feuer vollkommen aus. Die gewaltigen Luftbewegungen der detonierenden Patronen löschten das Feuer!

Zwischendurch lauschte Zamorra. Was er von oben am Fluss her hörte, waren nicht die tosenden Echos der Explosionen, die er selbst entfacht hatte.

Auch Les Babos hatte seine Patronen mit Erfolg gezündet!

Es war wie ein Spuk. Wo soeben der Fluss noch rot und glühend gewesen war, versanken die feurigen Fackeln im Wasser. Eine nach der anderen wurde ausgelöscht.

Dann umgab den Professor urplötzlich die Dunkelheit der Nacht.

Er überzeugte sich noch einmal davon, dass das Feuer vollkommen gelöscht war. Aber nirgends mehr war auch nur eine Flamme auf der Weite des Urubamba zu entdecken.

Das war Zamorras erster Sieg über den Dämon der brennenden Berge, der auch den Fluss in ein Meer von Feuer verwandelt hatte.

Als Zamorra den Jeep besteigen wollte, legte sich eine Hand auf seine Schulter.

»Morencita?«, fragte Zamorra. »Was willst du?«

»Du bist größer als der Dämon«, sagte sie. »Er ist zurückgegangen. Er ist ganz sicher, dass du ihn nicht besiegen kannst. Er wird von den

Bergen aus sehen, dass sein großes Feuer tot ist. Und du wirst mit ihm den Kampf des Wassers machen, Zamorra. Denn du musst bestimmen, wie der nächste Kampf geschehen muss. Mache den Kampf des Wassers mit *Fuego*. Du wirst ihn besiegen, denn deine Kraft ist größer.«

»Und wo soll das geschehen?«, fragte Zamorra.

»Oben am Fluss«, sagte das Indiomädchen. »Dort, wo die ›Heulenden Wasser‹ sind.«

»Die ›Heulenden Wasser‹?«, fragte Zamorra. »Was ist das?«

»Ein gefährlicher Strudel«, sagte Morencita. »Es gibt nur wenige Männer, die dort durchschwimmen und ihn bezwingen. Dorthin wirst du mit Fuego gehen und ihn besiegen.«

»Und wie finde ich diese ›Heulenden Wasser‹?«, wollte Zamorra wissen.

»Morencita wird sie dir zeigen«, antwortete das Mädchen und sah fragend auf den Jeep, dann auf Zamorra.

Der Professor verstand und nahm ihren Vorschlag an.

»Steig ein, Mädchen«, sagte er.

***

Sie fuhren zurück und fanden Les Babos, der am liebsten in einen begeisterten Freudentanz ausgebrochen wäre.

»Hombre, profesor!«, rief er immer wieder aus. »Was für eine geniale Idee! Wir haben das große Feuer ausgeblasen wie ein Kind eine Kerze. *Fuego Bravo* wird schäumen vor Wut!«

Dann erst sah er das Indiomädchen an der Seite des Professors.

»Was willst du hier?«, herrschte er Morencita an.

»Lassen Sie nur«, sagte Zamorra ruhig. »Das Mädchen kann uns wirklich von Nutzen sein. Sie weiß, wie ich Fuego auf die Probe stellen kann.«

Knurrend stieg Les Babos in den Fond, und Zamorra fuhr wieder an.

Schon nach wenigen Minuten hörten sie das Rauschen des wilden Strudels. Zamorra lenkte den Wagen so, dass die Scheinwerfer in die Mitte des Flusses leuchteten. Über den Bergen wurde es außerdem langsam hell – die Sonne ging auf, und im ersten matten Licht ließ sich das Ausmaß und die Kraft des Strudels gut erkennen.

Zamorra fasste seinen Entschluss sofort.

»Wenn ich gegen Fuego antrete, muss ich wissen, ob ich der Aufgabe gewachsen bin. Warten Sie mit dem Mädchen hier, Babos. Ich werde weiter oben im Fluss tauchen und den Strudel von der anderen Seite angehen. Dann komme ich hier am Ufer heraus.«

Zamorra glitt aus seinem Anzug und streifte sich das Hemd ab.

Seine Badehose, die er für das erste Manöver mit den Dynamitpatronen angezogen hatte, war noch klitschnass. Aber es war

ihm nicht kalt.

Er ging hundert Meter am Ufer entlang und suchte eine geeignete Stelle, um sich dem Fluss anzuvertrauen. An manchen Stellen schlugen die seitlichen Wellen dermaßen hart gegen das felsige Ufer, dass es nicht ratsam war, hier einen Sprung zu wagen.

Nach weiteren dreißig Metern kam Zamorra an eine Stelle, wo das Ufer ein wenig sandig war. Sofort entschloss er sich, hier sein Glück zu versuchen.

Er war noch nicht auf der kleinen Sandbank, als eine dröhnende Stimme ihn von hinten anrief.

»Steh, wo du bist, Zamorra!«, rief die Stimme.

Der Professor erkannte sie nur zu gut. Er hatte sie nur einmal deutlich aus der Nähe gehört. Aber diese raue, grimmige Stimme war nicht zu verkennen.

Zamorra schaltete schnell. Möglicherweise hatte der Dämon eine Falle für ihn bereit. Zamorra musste jedes Überraschungsmoment ausschließen.

Blitzschnell wirbelte er herum – und kam gerade zurecht, einen wilden, wütenden Schlag des Feuergeistes abzufangen. Er blockte den Schlag mit dem Unterarm ab, dann ließ er zwei fürchterliche Karateschläge auf den Hals des Gegners los. Sie zeigten nicht viel Wirkung. *Fuego Bravo* brüllte wohl auf, stürzte sich aber sofort wieder auf den Professor.

Als er einen Würgegriff an Zamorras Kehle ansetzte, ließ Zamorra sich blitzschnell fallen. Noch im Sturz, den er wohl berechnet hatte, zog er die Knie an. Der schwere Körper des Dämonen kam vor seine Füße zu liegen. Dann ein Ruck – Zamorra feuerte sozusagen beide Beine ab, stieß sie mit aller Kraft in die Luft, und sein hinterhältiger Gegner wurde einige Meter davongeschleudert.

Keuchend erhob sich *Fuego Bravo*. Langsam kam er auf den Professor zu.

»Du bist ein Hund!«, schrie er Zamorra an. »Aber du bist ein kräftiger Mann. Und Mut hast du auch.«

»Ich habe dein Feuer besiegt, und ich werde auch dich besiegen. Du weißt, warum ich hier bin und was ich vorhabe.«

»Nein«, sagte der Unheimliche aus den Bergen.

»Der erste Sieg ist mein, *Fuego*. Und ich habe das Recht des Siegers, die nächste Kampfart zu bestimmen.«

Der Dämon grinste hämisch. »Du hast das große Feuer gelöscht. Fuego weiß nicht, wie du es gemacht hast. Verrate es mir.«

»Dann sage du mir zuerst, wie du das Benzin in die Berge um Machu Picchu gebracht hast.«

»Das ist mein Geheimnis«, sagte der Geist.

»Aha«, machte Zamorra. »Ich habe aber kein Geheimnis vor dir. So

ein lächerliches Spielzeugfeuer wie deines von vorhin löscht man ganz leicht.«

»Wie?«, schnarrte die Stimme des Gegners.

»Man stellt sich ans Ufer und bläst es aus.«

Fuego schnaubte vor Wut. So hatte ihn noch kein Lebewesen lächerlich machen dürfen. Er brannte darauf, den Professor zu vernichten.

»Du hast nur mein Feuer besiegt«, schrie er. »Mich wirst du nicht überwinden, Zamorra. In keinem einzigen Kampf.«

»In Ordnung«, sagte Zamorra. »Fangen wir gleich an.«

»Sage mir die Bedingungen deines Kampfes«, sagte Fuego im Befehlston.

»Wir werden die ›Heulenden Wasser‹ durchschwimmen«, erwiderte Zamorra leise. Er beobachtete den Geist der Indios dabei scharf. Und er glaubte, das kurze Aufflackern von Angst in den Augen des Feindes zu sehen.

Fuego durfte sich nicht bloßstellen. Er durfte nicht als Feigling gelten. Er verließ sich auf seine dämonischen Kräfte. Er war noch vor Zamorra am Flussrand und sprang in das tosende Wasser.

»Hinüber auf die andere Seite«, befahl der Professor. Dann sprang er mit einem langen Hechtsprung ebenfalls in die schäumenden Wasser des Urubamba. Er behielt Fuego sorgsam im Auge, als er hinter ihm her schwamm.

Schon die normale Strömung war so stark, dass nur ein erfahrener Schwimmer wie Zamorra sich dem tückischen Element anvertrauen konnte.

Was würde erst der Strudel von ihm an Kräften fordern?

Gut – er hatte ihn ausprobieren wollen. Aber nun war der Gegner bereits aufgetreten. Und er sollte seinen Kampf haben.

In weitem Bogen schwammen sie dem anderen Ufer entgegen, gleichzeitig in sicherer Entfernung vom reißenden Strudel.

Dann sahen sie die gewaltige Höhlung vor sich im Wasser. Es war ein Loch, tief wie ein Schützengraben, und seine Breite mochte etwa dreißig Meter betragen.

»Mitten hindurch?«, fragte Fuego.

»Mitten hindurch«, gab Zamorra zur Antwort. »Wir hatten zu Hause einen ähnlichen Fluss. Da sind wir als Kinder schon durch solche Strudel geschwommen.«

Diesmal sah Zamorra die Angst in Fuegos Augen ganz deutlich.

»Wie soll ich dich besiegen?«, fragte der Dämon.

»Du musst besser und schneller schwimmen als ich. Siehst du den Jeep dort drüben, am anderen Ufer? Wer ihn zuerst erreicht hat, ist Sieger.«

Dann achtete der Professor nicht mehr auf seinen Gegner. Er wusste,

dass dieser, wie er selbst, in den nächsten Minuten alles daran setzen musste, um heil durch die tückischen, gurgelnden Fluten des Strudels zu kommen.

Zamorra pumpte die Lungen voll Luft und ging mit einer Art Kopfsprung den Strudel an. Fuego musste ihm wohl oder übel folgen, wenn er ihm keinen Vorsprung lassen wollte.

Der Professor hatte gerade den Rand des Strudels erreicht, als der starke Sog ihn auch schon erfasste. Die starke Strömung zog ihn sofort nach unten, drohte ihn zu zerquetschen. Zamorras Lungen begannen zu pfeifen. Der starke Wasserdruck legte sich wie eine eherne Faust darauf.

Für Sekunden sah er, wie neben ihm ein lebloses Bündel in die Tiefe gezerrt wurde. Das musste der Gegner sein. Zamorra konnte nicht weiter auf ihn achten. Plötzlich traf ihn ein Schlag in die Seite. Er musste von einer Unterwasserströmung herrühren, die hier in den Strudel einmündete.

Zamorras Körper wurde zur Seite geschleudert und dann weiter in die Tiefe gepresst. Seine Lungen drohten zu platzen.

Mit einer übermenschlichen Anstrengung machte er ein paar starke Armbewegungen, versuchte sich freizurudern. Kräftige Schwimmstöße mit den Beinen kamen dazu.

Aber der Strudel gab ihn nicht frei. Zamorra musste eine zweite gewaltige Attacke gegen das wütende Element ansetzen.

Zehn, zwölf, zwanzig sichere Stöße mit Armen und Beinen. Da traf ihn ein neuer Schlag in die Seite, riss ihn nach vorn – aber da!

Gleichzeitig erkannte er, dass die wild kreiselnde Wand vor ihm dünner wurde. Die Drehbewegungen des Wassers wurden langsamer.

Das war die jenseitige Grenze, die gegenüberliegende Wand des unheimlichen Strudels! Mit letzter Anstrengung warf sich Zamorra gegen diese dünne Außenwand, und ein paar überaus starke Schwimmstöße ließen ihn diesen Wasserwiderstand durchbrechen.

Sein Kopf brummte, als sei er nicht gegen eine Wand von Wasser und Gischt, sondern gegen eine solide Mauer aus Mörtel und Steinen gestoßen.

Dann war er frei. Er spürte, wie ein neuer Sog ihn nach oben brachte. Dann konnte er wieder frei atmen. Eine Minute lang trat er Wasser, um nicht die letzten Kräfte gleich ans Schwimmen setzen zu müssen.

Er drehte sich um.

Von Fuego war noch nichts zu sehen.

Dann schwamm er langsam ans andere Ufer. Die Strömung, die ihn jetzt noch abtreiben wollte, konnte er mit leichten schnellen Schlägen überwinden. Gegen den Strudel kam ihm diese Strömung vor wie die leise klatschenden Wellen in einem Freibadbassin.

Er war schon am Ufer, als Fuegos Kopf aus dem Wasser auftauchte.

Mit einem wütenden Schrei stürzte sich der Dämon wieder ins Wasser, als er sich zum zweiten Mal besiegt sah. Erst wenige Meter vor dem Ufer tauchte er wieder auf.

Er tat ein paar Schritte auf den scharfen Felsenklippen. Dann ließ er sich niedersinken, ausgepumpt, völlig erschöpft und wieder bezwungen.

»Du bist kein Mensch, Zamorra«, sagte er keuchend. Seine Lungen bebten noch, sein Atem ging hechelnd. »Nein, du bist kein Mensch. Du bist ein Dämon wie ich, nur von einer anderen Erde.«

»Und du, Fuego«, sagte Zamorra verächtlich, »bist kein Dämon. Du bist ein hinterhältiger Gegner, der einen hinterrücks überfallen will. Und wenn es darum geht, die Kräfte zu messen, versagst du kläglich. Deine Stunden sind gezählt, Feuergeist. Bald habe ich dich bezwungen, und du wirst sterben.«

Fuego Bravo lachte höhnisch auf.

»Nie, Zamorra!«, rief er. »Nie wirst du mich ganz besiegen. Denn Fuego hat Kräfte, die du nicht kennst. Und ich werde mit allen meinen Zauberkräften kämpfen, die mir zur Verfügung stehen.«

»Mit billigen Tricks, wolltest du sagen.«

Fuego spuckte verächtlich aus. »Meinetwegen mit Tricks«, sagte er wütend.

»Gut, dass ich das weiß«, gab Zamorra zurück. »Dann werde ich meine Trickkiste eben auch öffnen. Und du wirst mehr als ein blaues Wunder erleben. Du bist besiegt für heute – halte dich morgen in deiner Höhle bereit. Ich werde dir ankündigen, wie unser nächster Kampf aussieht. Und merke dir, dass es dein vorletzter Kampf sein wird. Viermal willst du dich mit mir messen – das war dein Befehl. Jetzt befehle ich, Fuego, denn ich war heute schon zweimal der Stärkere. Wenn ich dich noch zweimal besiege, gibt es dich nicht mehr.«

»Huizanco!«, brüllte der Geist der Berge und Flammen auf. Es war ein altes Indiowort, das Zamorra nicht verstand. Aber er konnte sich denken, dass es kein Kosewort war, das ihm der Dämon entgegenschleuderte.

»Du wirst mich nie besiegen«, sagte der Dämon. »Meine Tage sind noch nicht gezählt. Noch bin ich mächtig, und die Welt der Berge gehört mir.«

»Du hältst dich für unbesiegbar, nicht wahr?« fragte Zamorra.

Da schüttelte der Dämon den Kopf.

»Einer kann mich abberufen, wenn meine Zeit zu Ende ist. Aber dann müsste ich kläglich versagen. Dann würde er kommen und meiner Herrschaft ein Ende bereiten. Aber du bist nicht der Mann dafür, Zamorra, und du bist auch nicht der Geist dafür.«

»Und welchem Geist würdest du gehorchen?«, fragte Zamorra

lauernd.

»Nur dem einen. Dem einzig großen. Es ist der Große Inka selbst. Er hat uns eingesetzt in der Urzeit. Und ich weiß nicht, ob ich tausend oder dreitausend Jahre alt bin. Aber ich werde noch einmal dreitausend Jahre alt. Ich werde dem mächtigen Großen Inka beweisen, welche Kraft in mir ist. Ich werde das Land und die Berge befreien von allen Fremden. Und dich, Zamorra, werde ich morgen zerstören. Gleichgültig, welchen Kampf du mir befiehlst.«

»Wir werden es sehen«, sagte Zamorra mit fester Stimme. »Wenn deine nächsten Kämpfe so ausfallen wie die heutigen, wird von dir nichts mehr übrig bleiben. Und deinen Inka brauchen wir auch nicht dazu. Ich durchschaue dich, Fuego. Und ich werde dich ganz in die Knie zwingen.«

»Huizanco!«, schrie der Dämon wieder.

Diesmal gab Zamorra keine Antwort mehr.

Als er zum Jeep ging, hatte sich Les Babos bereits hinters Steuer gesetzt. Mit Spannung hatte er verfolgt, wie Zamorra sich mit Fuego gemessen hatte. Er sprudelte über von Worten der Anerkennung.

»Danke«, sagte Zamorra nur. »Aber fahren Sie jetzt bitte, Babos. Ich muss noch einen Plan ausarbeiten, wie ich Fuego ganz besiege. Ich fürchte, dass er seine Wahnideen nicht aufgibt. Er wird immer wieder Unheil anrichten, wenn wir es bei den kleinen Lektionen von heute belassen. Er muss unschädlich gemacht werden, sonst werden die Menschen hier nie ihre Ruhe finde.«

Zamorra stieg ein. Das Indiomädchen Morencita hatte sich im Fond niedergelassen. Sie tippte dem Professor auf die Schulter.

»Zamorra muss den Geist mit dem Feuer bekämpfen«, sagte das Mädchen.

Der Professor wandte sich halb nach ihr um, als Les Babos anfuhr.

»Was meinst du damit?«, fragte er.

»*Fuego* heißt Feuer. Er wirft das Feuer in die Berge, er zündet Wälder und Flüsse an. Aber er ist nicht unverletzbar durch Feuer. Sein Flammenkleid ist mit einem geheimnisvollen Saft einer Baumrinde bestrichen. Er kann nicht brennen. Er soll das Flammenkleid ausziehen und durch das Feuer gehen. Und Zamorra muss auch durch das Feuer gehen. Morencita wird ihm den Zaubersaft bringen, und Zamorra wird seinen Körper damit einreiben. Fuego muss glauben, dass Zamorra den Zaubersaft nicht kennt.«

»Donnerwetter!«, sagte Zamorra anerkennend. »Ich werde mir überlegen, was du mir da vorschlägst, Morencita.«

Das Mädchen lächelte, dankbar dafür, dass man seine Worte ernst nahm.

Längst war inzwischen die Sonne heraufgekommen. Les Babos pfiff ein Lied durch die Zähne, als er den Jeep auf die Straße zum Camp

zurückbrachte.

Der Dämon der brennenden Berge aber hockte noch am Ufer des Flusses. Die Wut überwältigte ihn mehr als er zugeben wollte. Und er nahm sich vor, zu einem großen Schlag gegen Zamorra auszuholen.

***

In der FRUIT CAMPS wartete man besorgt auf die Rückkehr der Männer. Nicole Duval lief schließlich ein Stück die Bergstraße hinunter, um Zamorra als erste wiederzusehen.

Seit die Männer Nick Pensleys ins Lager zurückgekommen waren, hatte sie eine tiefe Unruhe erfasst. Man hatte ihr von dem gewaltigen Brand auf dem Fluss erzählt. Und einige der Männer hatten beobachtet, wie Zamorra und Les Babos das Feuer gelöscht hatten.

Nun mussten Zamorra und der Mexikaner eigentlich längst zurück sein. Was war gesehen? Was war dazwischengekommen? Weshalb diese Verzögerung?

Endlich sah Nicole den Jeep auf der Bergstraße heranrollen.

Les Babos bremste, und Nicole atmete auf, als sie Zamorras Lächeln sah. Ihr fiel ein Stein vom Herzen, als sie den Professor lebend und ohne Verletzungen vor sich sah.

»Was ist geschehen?«, fragte sie. Aber Zamorra machte ihr ein Zeichen und forderte sie auf, neben dem Indiomädchen Platz zu nehmen.

Erst im Camp nahm er sich die Zeit, der kleinen Gruppe von Neugierigen die Erlebnisse der letzten Nacht zu erzählen. Ein paar von Pensleys Leuten waren darunter, ferner Capitan Lorenzo, der es sich nicht nehmen ließ, im Lager zu bleiben, solange der Unhold aus den Bergen nicht endgültig überwältigt war.

Nicole Duval folgte gespannt den Ausführungen Zamorras. Auch Morencitas Blicke hingen fasziniert an den Lippen des Professors.

Aber sie verstand nur wenig von dem, was er sagte.

»Sie wollen den Dämon also durchs Feuer jagen?«, fragte Lorenzo.

»Wenn er seine schwache Stelle zeigen sollte, haben Sie ihn überwunden.«

»Er ist nicht so allmächtig, wie er sich gibt«, sagte Zamorra mit einem hintergründigen Lächeln. »Aber wir dürfen ihn auch nicht unterschätzen. Ich werde ihn zwingen, sein Feuerkleid auszuziehen.«

»Und ich schlage Ihnen vor, einen Asbestanzug anzulegen«, meinte Lorenzo.

Zamorra schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Das würde ihn misstrauisch machen. Er hat mir angekündigt, dass er mit allen Tricks arbeiten wird. Also müssen wir uns ebenfalls etwas ausdenken, das er nicht durchschauen kann. Ein Schutzanzug würde sein Misstrauen zu sehr erregen. Aber dieses

Mädchen hier weiß ein besseres Mittel. Nicht wahr, Morencita?«

Zamorra wandte sich an das Indiomädchen. Er machte mit den Händen ein paar Bewegungen, als reibe er sich mit etwas ein.

Morencita verstand sofort. Sie sprang von ihrem Sitz auf.

»Ich bin zurück in einer Stunde«, sagte sie.

»Du kannst dir Zeit lassen«, antwortete Zamorra. »Ich möchte zwei bis drei Stunden schlafen.«

Morencita nickte und verließ den Aufenthaltsraum, in dem sie alle Platz genommen hatten. Zamorra überzeugte sich mit einem schnellen Blick davon, dass auch Nicole Duval ein paar Stunden Schlaf dringend nötig hatte.

»Du hast nicht geschlafen, Nicole?«, fragte er teilnahmsvoll.

»Wenn du mich eine ganze Nacht im Ungewissen lässt, Chef«, gab sie zur Antwort. »Glaub nur nicht, dass es einfacher ist, in Sicherheit zu sein und abzuwarten, als an deiner Seite den Ereignissen entgegenzusehen. Und ab morgen werde ich darauf dringen, dass du mich mitnimmst.«

Zamorra lächelte. Dann sah er auf die Uhr.

»Ab heute, Nicole«, sagte er. »Ab heute. Das nächste Zusammentreffen mit dem Dämonen findet in etwas über drei Stunden statt.«

Nicole hielt eine Hand vor den Mund, um ihr Gähnen nicht zu zeigen.

Dann erhob sie sich. »In drei Stunden also«, sagte sie.

Auch Zamorra stand auf, um sich in seine Schlafbaracke zu begeben. Es war Les Babos, der ihn zurückhielt.

»Was hat dieses Mädchen mit Ihnen vor, Professor?«

»Nicole? Was meinen Sie damit?«

»Ich spreche nicht von Ihrer Sekretärin. Ich meine das Indiomädchen.«

»Morencita? Sie kennt ein Mittel, mit dem man sich bestreichen kann und das nicht brennt. Sie weiß, dass *Fuego* es anwendet. Er bestreicht sein seltsames Feuerkleid aus Federn damit. Deshalb meinen die Leute, das Feuer kann ihm nichts anhaben.«

»Und Morencita verschafft Ihnen dieses Mittel?«

»Ja. Es wird, wie sie sagte, aus einer bestimmten Baumrinde gewonnen. Weiß der Kuckuck, woher sie das so schnell beschaffen kann.«

Zamorra hatte längst gespürt, dass etwas Geheimnisvolles um dieses Mädchen war. Sie musste eine Art sechsten Sinn besitzen, wie man ihn oft bei Naturvölkern trifft. Sie kennen alles, was im Leben und auf der Erde vor sich geht. Und sie kennen die Wundermittel ihrer Urväter, und oft sind sie dadurch jedem Fortschritt der ganzen zivilisierten Welt überlegen.

Zamorra verabschiedete sich von Les Babos und bat darum, dass ihn jemand in drei Stunden wecken sollte.

»Ich darf auf Sie zählen, nicht wahr?«, fragte er. »Sie werden mich zum Plateau fliegen?«

»Si, Señor«, sagte der Mexikaner. »Sie und die Señorita Duval.«

***

Als Zamorra erwachte, sah er das Indiomädchen auf einem Hocker neben dem Tisch sitzen. Sie hatte eine Schüssel mit einer wohlriechenden Flüssigkeit vor sich stehen. Daneben standen mehrere kleine und große Flaschen mit unbekannten Säften. Morencita war gerade dabei, die Mischung für das betreffende Schutzmittel herzustellen, das feuerfest war und ihn vor den Flammen schützen sollte.

»Komm aus dem Bett, Zamorra«, sagte das Mädchen.

Zamorra schob die Bettdecke weg und sprang aus dem Bett. Er war nur mit einer Badehose bekleidet, die er vor dem Schlafengehen schnell gegen die durchnässte Hose der letzten Nacht eingetauscht hatte.

»Komm, Zamorra«, sagte sie leise.

Als er sich nicht rührte, machte sie ein paar Schritte auf ihn zu.

Griff nach seiner Hand. Zog ihn langsam zum Tisch, wo die Schüssel mit den seltsamen Essenzen stand.

Zamorra ließ es über sich ergehen. Aber bald fühlte er sich recht angenehm behandelt. Mit kundigen Fingern strich das Indiomädchen die dickflüssige Masse auf seine Haut. Sie begann mit dem Gesicht. Sie massierte die Masse in Schultern und Arme. Sie versah Zamorras Körper mit dem schützenden Mittel. Zuletzt bearbeitete sie seine Beine damit, seine Füße und ließ ihn sich umdrehen. Dann spürte Zamorra ihre flinken und sachten Finger auf seinem Rücken.

Schließlich reichte ihm Morencita die Schüssel zu.

»Morencita darf die Mitte des weißen Mannes nicht sehen«, sagte sie in ihrer einfachen, natürlichen Art. »Mach es selbst in der Mitte, Zamorra. Du hast gesehen, wie viel man nimmt.«

Noch bevor Zamorra ihr antworten oder gar danken konnte, war das Mädchen aus seinem Zimmer verschwunden.

Der Professor machte sich mit einem erstaunten Lächeln daran, den Rest seiner Körperpartien mit dem feuerfesten Zaubermittel einzureiben.

Dann kleidete er sich an und ging hinaus.

***

Les Babos stand schon bereit. Und neben ihm Nicole Duval. Zamorra wusste, dass er sie diesmal nicht abweisen konnte. Und wie sich zeigen sollte, würde sie ihm bald eine gute Hilfe sein können. Die

Vorbereitungen für den nächsten Wettkampf mit Fuego Bravo hätten ohne sie zu lange gedauert.

Es war Nick Pensley, der Ingenieur, der an das Übrige gedacht hatte. Er wusste, dass Zamorra mit dem Dämon eine gefährliche Feuerprobe eingehen wollte. Und er konnte nicht damit rechnen, dass der Dämon ihm behilflich sein würde. So hatte er drei seiner Arbeiter beauftragt, einen Holzstoß herzurichten.

»Es würde zu lange dauern, wenn Sie in den Schluchten nach Holz suchen würden«, sagte er zu Zamorra. »Laden Sie diese Stämme einfach in den Hubschrauber. Dann können Sie mit Mademoiselle Duval den ersten Holzstoß errichten, und Les Babos wird die nächste Ladung holen. Ich gebe ihm noch zwei gefüllte Benzinkanister mit. Der Unhold aus den Bergen soll ein Feuerchen haben, so wie er uns seines beschert hat.«

»Danke, Mr. Pensley«, sagte Zamorra. »Ich bin froh, dass Sie diese Vorbereitungen getroffen haben. Das erspart uns wirklich viel Zeit.«

Jetzt kamen zwei Männer zum Hubschrauber, die auf Pensleys Anordnung den Hubschrauber mit dem Holz beluden. Eine Viertelstunde später war Les Babos mit Zamorra und Nicole Duval unterwegs.

Das Plateau war schnell erreicht. Sofort machten sich die beiden Männer ans Ausladen. Nicole übernahm das Aufschichten des ersten Holzstoßes. Sie ordnete die Hölzer so an, dass sie eine Breite von ungefähr einem Meter hatten.

Dann flog Les Babos zurück. Zamorra schätzte den Umfang der Holzstöße ab, die er brauchte, um den Dämon einer wirklich harten Probe auszusetzen.

»Zwanzig Meter lang muss der Holzstoß sein«, entschied er.

»Wenn der Kerl das aushält, gebe ich mich zum ersten Mal geschlagen.«

Zweimal noch musste Les Babos ins Camp zurückfliegen, um alles benötigte Holz herbeizuschaffen.

Dann war es soweit. Wie eine lange Barrikade türmten sich Äste und Stämme und warteten darauf, entzündet zu werden. Zamorra leerte die beiden Benzinkanister, die Les Babos beim letzten Flug mitgebracht hatte.

Anschließend setzte er die Flamme seines Feuerzeugs an den Holzstoß. In wenigen Minuten brannten die Hölzer wie ein riesiger Scheiterhaufen.

Er formte die Hände zu einem Trichter und legte sie an die Lippen. »Fuego Bravo!«, rief er mit Donnerstimme. »Komm heraus, Dä- mon der Berge! Heute habe ich dir ein Feuer bereitet, und du wirst zeigen, ob du unverletzbar bist. Wenn nicht, ist es deine dritte Niederlage in zwei Tagen. Heraus mit dir, du Unhold der brennenden Wälder! Zeige

dich endlich!«

Und bei den letzten Worten Zamorras erschien der Dämon im Eingang der Höhle.

Sofort ließ er wieder sein unheimlich dröhnendes Gelächter ertönen, das weit durch Berge und Schluchten hallte.

Dann kam er den Felsweg herauf. Seine Schritte waren fest und sicher.

Fuego war sich seiner Übermacht bewusst.

Er ging direkt auf den brennenden Holzstoß zu.

***

Verächtlich sah er auf den Haufen brennende Scheite. Danach wandte er sich an Zamorra. Wutschnaubend stieß er ein paar unverständliche Wörter aus. Nicole wurde es unheimlich. Sie wich ein paar Schritte zurück.

»Bleiben Sie neben Les Babos«, sagte der Professor. »Ich traue Fuego nicht über den Weg.«

»Heute wirst du verlieren«, brüllte der Dämon. »So wirst du mich nicht besiegen, weißer Zauberer. So überwindest du mich nicht. Sie her, wie wenig mir die Flammen anhaben können.«

Und schon war er mit einem leichten Sprung auf den brennenden Scheiten. Leichtfüßig schritt er auf dem Holzstoß entlang. In weniger als einer Minute hatte er die zwanzig Meter hinter sich gebracht.

Triumphierend sah er Zamorra an. In seinen Augen war die Gier zu lesen, den Professor brennen zu sehen. Der Dämon war ungeduldig. Er wollte seinen Gegner vernichtet sehen. Aber Zamorra ließ sich Zeit. Er hatte einen Trumpf in der Hand. Er wartete darauf, was Fuego Bravo unternehmen würde.

»Du hast es gesehen, Zamorra!«, höhnte der Dämon. »Du wirst mich nicht besiegen. So nicht!«

»Ich weiß«, sagte Zamorra ruhig. »So habe ich es auch nicht gemeint.«

Damit schlüpfte er aus seinem Anzug. Er knöpfte das Hemd auf, zog es aus und ließ es zu Boden fallen. Er trug eine Badehose aus Pantherfell. Auch dieses Kleidungsstück hatte er mit dem Zaubersaft des Indiomädchens präpariert. Es war mit dem Saft der Yucca-Eiche getränkt und würde nicht brennen.

»Zieh dein Feuerkleid aus!«, befahl Zamorra. Er beobachtete die Wirkung seiner Worte auf dem Gesicht des Dämonen.

Fuego wurde um eine Spur blasser. Er ahnte, was Zamorra vorhatte.

Zunächst wollte er sich wehren, aber Zamorra gab ihm zu verstehen, dass er bislang der Sieger war und die Art des Kampfes zu bestimmen hatte. »Herunter mit deinem Feuerkleid!«, rief der Professor. »Wir werden sehen, ob deine Haut dem Feuer ebenfalls widersteht.«

»Dann gehe du zuerst durchs Feuer!«, rief der Dämon.
Zamorra stand schon vor dem lohenden Scheiterhaufen. Ruhig nahm er einen kurzen Anlauf und sprang in die Flammen. Er ließ Fuego nicht aus den Augen. Und er sah, wie der Dämon ihn ungläubig anstarrte.
Zamorra legte in aller Ruhe die zwanzig Meter auf dem brennenden Holzstoß zurück. Dann sah er siegessicher auf den Dämon der Berge.
»Nun du«, sagte er nur. Er wartete. Fuego rührte sich nicht. Da ging er auf ihn zu. Und der Dämon las die Entschlossenheit in seinem Gesicht.
Da griff er widerwillig nach seinem Feuerkleid. Mit einem Ruck riss er es sich vom Leibe. Anscheinend vertraute er doch noch auf seine übernatürlichen Kräfte. Er glaubte, dem Feuer befehlen zu können.
Plötzlich bückte sich Fuego. Er hob sein seltsames, aus verschiedenen Federn zusammengeklebtes Gewand auf und rieb sich damit den Körper ab. Zamorra wusste, dass er etwas von der schützenden Substanz auf seine Haut bringen wollte. Aber das konnte nicht viel sein. Die Flüssigkeit war längst getrocknet.
Unerbittlich ging Zamorra näher auf den Dämonen zu. Schon war er ihm auf Reichweite nahe gekommen.
»Hinauf mit dir!«, rief er.
Und Fuego gehorchte. Der alte stolze Krieger der Indios kam in ihm durch.
Vor einem Gegner durfte er nicht aufgeben.
Er biss die Zähne zusammen und betrat den Scheiterhaufen. Zamorra konnte sehen, wie der Feuergeist sich auf die Lippen biss, um nicht aufzuschreien. Dann lief Fuego los. Wenn er sich schon den grimmigen Schmerzen aussetzen sollte, dann wollte er die Prüfung wenigstens schnell hinter sich bringen.
Mit gewaltigen Sätzen schoss er über den Holzhaufen hinweg.
Dann sprang er auf der anderen Seite hinab.
»Noch einmal«, sagte Zamorra, und Fuego erschrak.
Seelenruhig schritt Zamorra zum zweiten Mal durch die lodernden Flamme, ohne von ihnen verletzt zu werden. Die Zaubersäfte Morencitas taten ganze Wunder.
»Noch einmal!«, wiederholte Zamorra.
Nur langsam kam Fuego näher. Und dann kam eine Reaktion, die niemand erwartet hätte. Fuego musste zum oberen Ende des Holzstoßes gehen. Er kam in kurzer Entfernung an Nicole und dem Mexikaner vorbei.
Plötzlich schoss er zur Seite, und bevor jemand ihn hindern konnte, hatte er Zamorras Sekretärin mit starken Armen gepackt und mit sich fortgerissen.
Nicole war so überrascht, dass sie an keine Gegenwehr dachte.

Höhnisch grinsend fuhr Fuego den Professor an.

»Wenn du selbst nicht brennst, Zamorra, dann will ich sehen, ob dieses Mädchen auch stärker ist als das Feuer. Ich werde sie auf meinen nächsten Gang mitnehmen.«

Schon schickte er sich an, auf den glutheißen Holzstoß zu steigen.

Da nahm Zamorra alle Kräfte zusammen. Er spurtete, als wäre er von einem Düsenaggregat angetrieben. In sechs, sieben unglaublichen Sätzen war er hinter dem Dämon.

Dann holte er aus. Fuego wurde von einem so unerbittlich harten Karateschlag am Hals getroffen, dass er wimmernd in die Knie ging.

Der harte, brutale Griff seiner starken Klaue ließ nach. Nicole ließ sich schnell zu Boden fallen und rollte weg. Bevor Fuego sie wieder zu fassen bekam, hatte sie sich aufgerichtet.

Fuego wollte hinter ihr her. Aber Zamorra war auf der Hut. Er stellte sich dem Dämon in den Weg. Zwei harte Faustschläge trafen ihn links und rechts am Kinn. Sein Kopf wurde hin- und hergeschleudert.

Und Zamorra gab nicht nach. Schlag auf Schlag ließ er auf den vollkommen wehrlosen Dämonen niedergehen. Er hätte ihn jetzt erledigen können. Aber er sah die Schwäche des Gegners.

»Ins Feuer mit dir!«, rief er ihm zu. Aber Fuego dachte nicht daran.

Er ging wohl auf den Holzstoß zu, aber plötzlich brach er wieder aus und versuchte, an Nicole heranzukommen.

Da riss dem Professor der Geduldsfaden. Mit einem wütenden Aufschrei stürzte er sich auf den Hinterhältigen, warf ihn mit einem gezielten Schlag zu Boden, riss ihn wieder hoch und stemmte ihn wie ein Federgewicht über seinen Kopf. Dann trat er langsam bis zum Rand des Plateaus vor.

»Nein!«, schrie Fuego Bravo in seiner Todesangst.

Zamorra hatte nicht wenig Lust, den brutalen Ungeist einfach in die Schlucht zu stürzen. Sechshundert Meter tief fiel der Felsen hier ab. Und Zamorra wusste, wie ein Mensch aussieht, der aus dieser Höhe hinabstürzt.

Aber er besann sich eines anderen. Er wollte den Dämon bezwingen. Er wollte keinen Wehrlosen töten. Und er musste diesem Feuergeist zeigen, dass menschlicher Geist sehr wohl mit den unerforschlichen Kräften der Geisterwelt Schritt halten kann.

Als er so in die Tiefe der Schlucht hinuntersah, wusste er plötzlich, wie er den Dämonen zum letzten Mal fordern würde. Er sollte seine grässlichen Morde bezahlen, indem er alle Todesfurcht in wenigen Sekunden erleben musste, die er sein ganzes Leben lang nicht gekannt hatte.

»Gibst du dich für heute besiegt?«, fragte Zamorra und ließ den Körper des Gegners zu Boden gleiten.

»Ja«, stöhnte Fuego. »Aber nur für heute. Das nächste Mal werde ich

dich zerschmettern. Ich habe Kräfte, die du noch nicht kennst.«
Zamorra lachte.
»Ha!«, rief Fuego geringschätzig. »Du glaubst es mir nicht, Zamorra, nicht wahr?«
»Ich habe dir nie etwas geglaubt«, gab Zamorra ruhig zurück.
»Und da du dich für allgewaltig hältst, wird es dir nichts ausmachen, bis morgen fliegen zu lernen. Du weißt, dass ich bestimmen kann, wie unser letzter Wettkampf ausgeführt wird.«
»Fliegen?«, fragte der Dämon. »Du meinst, ich soll den Vogel aus Stahl steuern?« Er zeigte dabei auf den Hubschrauber in der Mitte des Plateaus.
Zamorra trat vor ihn hin, riss ihn vom Boden hoch und zerrte ihn bis zum Rand des abschüssigen Felsvorsprungs.
»Du hast drei Männer hier hinuntergestürzt«, sagte Zamorra.
»Und nun hast du einen Tag Zeit, das Fliegen zu lernen. Du wirst morgen hier hinunterspringen, und es wird sich zeigen, ob du allen Geistern der Luft befehlen kannst. Morgen, wenn die Sonne senkrecht über Machu Picchu steht, wirst du dich zum letzten Kampf stellen. Das wird dein Ende sein, Fuego.«
Der Dämon starrte ihn an. »Und du, Zamorra?«, fragte er. »Willst du behaupten, dass du fliegen kannst?«
Zamorra sah sich um. Dann zeigte er auf eine kleine Felsnarbe, die dem Plateau gegenüber steil in die Luft ragte.
»Dort drüben werde ich stehen, Fuego. Und wenn dieser Mann hier bis zehn gezählt haben wird, werden wir springen – und fliegen. Halte dich bereit, Fuego. Deine Stunde kommt, wenn die Sonne über der Stadt deiner Väter steht.«

***

Zamorra achtete nicht weiter auf Fuego Bravo und winkte Nicole und Les Babos, den Hubschrauber zu besteigen. Stundenlang glühten und schwelten die mächtigen Stämme des Holzberges noch, bis das Zeichen dieses seltsamen Zweikampfes erloschen war.
Für den Professor war Fuego bereits erledigt. Seine Macht war gebrochen. Dreimal hatte er ihn geschlagen. Und Zamorra konnte sich keine Weisheit und keinen Trick vorstellen, durch die sich der Berggeist würde retten können. Der Professor aber wusste, wie er den prahlerischen Geist der Berge übertölpeln konnte.
Er sah sich berechtigt dazu. Fuego war bereits im fairen Kampf geschlagen. Er war in Zamorras Macht gewesen. Der Professor aber hatte ihn geschont, denn Fuego sollte am letzten seiner Tage die Todesangst erleben, in die er einmal ein ganzes Lager und tags darauf drei Polizisten versetzt hatte.
Nicole fragte, wie er sich diesen gewaltigen Sturz in die fürchterliche

Tiefe vorstellen wolle.
»Du stürzt dich zu Tode, Chef«, sagte sie ängstlich.
»Nein«, meinte Zamorra gelassen. »Ich werde ein wenig stürzen, dann werde ich den Berg wieder hinaufkommen und ihn zwingen, sich in die Tiefe zu stürzen. Er soll nacherleben, was er mit anderen getan hat.«
Nicole schüttelte den Kopf. Aber Zamorra gab keine Auskunft mehr.
Vielleicht hätte sie sich seinen Plan ausmalen können, wenn sie nach der Rückkehr im Camp dem Gespräch gelauscht hätte, das Zamorra mit Nick Pensley führte.
Aber sie konnte nichts davon hören. Die beiden Männer waren außer Hörweite. Sie sah nur, wie Pensley begeistert nickte und gleich darauf in einer der Baracken verschwand.
Und auch Zamorra ging gleich darauf in seine Baracke zurück.

***

Am Nachmittag flog Zamorra allein dem Plateau entgegen. Les Babos wie auch der Capitan hatten ihm angeboten, ihn dorthin zu fliegen. Aber Zamorra wollte allein sein. Er musste seine letzte Aktion gegen Fuego ausprobieren. Und diesmal sollte der Geist der brennenden Berge ihm nicht zuvorkommen, wie vorher mit dem wütenden Feuer auf dem Urubamba-Fluss.
Diesmal wollte Zamorra ganz sicher gehen. Es war das Schreckmoment, das Fuego besiegen sollte. Fuego würde wie gelähmt sein, wenn er Zamorra wieder den Berg hochkommen sah.
Zamorra suchte sich eine geeignete Stelle zum Landen. Er stieg aus und sah zu Fuegos Höhle hinüber. Als er sicher war, dass er nicht beobachtet wurde, trat er kurz entschlossen an den Rand der kleinen Felsnarbe und setzte zum Sprung an.
Sekunden später hätte ihn jedes menschliche Auge nicht mehr sehen können. Von oben aus verengte sich die Schlucht, aber das war eine Täuschung, der das Auge ausgesetzt war.
Zamorra stürzte und zögerte. Er wartete lange, bis er das Flugtempo verlangsamte. Dann erst machte er die rettende Handbewegung.
Eine Stunde darauf war er im Camp zurück.
»Es geht«, sagte er zu Nicole, die auf ihn gewartet hatte.
»Was geht?«, fragte sie verblüfft.
»Ich habe den Sturz probiert«, antwortete der Professor. »Man kann ihn jederzeit wiederholen, ohne Schaden zu nehmen.«
Mit offenem Munde sah Nicole Duval ihrem Chef nach.
»Chef?«, rief sie dann hinter ihm her.
Zamorra blickte sich um. »Was gibt es, Nicole?«
»Morgen – ich meine, morgen darf ich doch wieder mitkommen?«
Zamorra schüttelte energisch den Kopf. »Nein, Nicole. Tut mir Leid.

Aber morgen geht es um Tod und Leben. Und du warst schon einmal in der Klauen des Ungeheuers.«

Dann wandte er sich ab und betrat seine Wohnbaracke.

Nicole Duval blieb nachdenklich stehen. Vergeblich suchte sie nach einer Möglichkeit, Zamorras Verbot auszuweichen und morgen an Ort und Stelle zu sein. Aber sie fand keinen Ausweg.

Schließlich war sie froh darüber, dass Morencita auftauchte. Das Indiomädchen verstand zwar ihre Sprache nicht, aber Nicole machte sich so gut wie möglich verständlich. Mit vielen Handzeichen, schließlich mit ein paar schnell in den Sand gekritzelten Zeichnungen versuchte sie, Morencita verständlich zu machen, was sie beabsichtigte.

Aber es schien unmöglich, ihren Plan durchzuführen.

***

Nick Pensley war es, der Zamorra am nächsten Morgen als erster begrüßte.

»Tut mir Leid, Professor, aber ich werde Les Babos heute im Camp brauchen. Er muss das Ausladen von ein paar Lastwagen voll neuer Vorräte überwachen.«

»Macht nichts«, sagte Zamorra. »Ich werde Capitan Lorenzo bitten, mich zu fliegen. Und außerdem kann ich notfalls mein eigener Pilot sein.«

Lorenzo war mit Begeisterung bereit, Zamorra als Pilot zu dienen.

»Dann bin ich nicht ganz so unnütz, wie ich in den letzten Tagen war«, sagte der Polizeibeamte.

»Vergessen Sie die kleine Schlappe«, sagte Zamorra. »Und der Tod Ihrer Männer wird heute endgültig gerächt.«

»Zamorra!«, rief Nick Pensley im Vorbeigehen. »Ihr Päckchen habe ich schon in den Hubschrauber legen lassen.«

»Danke!«, rief Zamorra zurück.

»Was für ein Päckchen?«, wollte Capitan Lorenzo wissen. Ihm war Nick Pensleys Augenzwinkern nicht entgangen.

»Kleines Fluggeheimnis«, sagte Zamorra. »Ich möchte Sie bitten, Capitan, sich gegen elf Uhr zum Abflug bereit zu halten.«

Und Lorenzo war pünktlich. Er saß schon im Hubschrauber, als Zamorra kurz vor elf Uhr an der Startstelle erschien.

»Fliegen Sie los, Capitan«, sagte der Professor, als er eingestiegen war.

Sofort setzte Lorenzo ab, ließ den stählernen Vogel in die Lüfte surren und zog den Steuerknüppel herum. Sie nahmen Kurs auf Machu Picchu.

Dann kamen bange Minuten des Wartens. Zamorra hatte dem Capitan die Stelle angewiesen, wo er gestern selbst gelandet war.

»Bleiben Sie am besten im Hubschrauber«, sagte er. »Fuego Bravo könnte nervös werden, wenn er zwei Männer sieht. Immer sind es die Heimtückischen, die zuerst Verdacht schöpfen.«

Lorenzo nickte zustimmend und stieg in den hinteren Teil des Hubschraubers. Durch ein kleines, lukenartiges Fenster würde er beobachten können, wie Zamorra zum Sturz ansetzte. Und auch das gegenüberliegende Plateau konnte er im Auge behalten, ohne selbst gesehen zu werden.

Träge schlichen die Minuten dahin. Zamorra glaubte schon, dass Fuego nicht erscheinen würde. Aber dann würde er sich drüben absetzen lassen und den Dämon aus seiner Höhle herausholen. Das war die Stunde der Vergeltung, und Zamorra ließ sich das Heft nicht mehr aus der Hand nehmen.

Die Sonne stand fast senkrecht über der alten Inkastadt. In wenigen Minuten würden ihre Strahlen direkt auf die Spitze der alten, ehrwürdigen Wohn- und Kultstätte fallen.

Und da erschien Fuego Bravo drüben im Ausgang der Höhle. Er gab sich Mühe, würdevoll zu erscheinen. Mit gemessenen Schritten kam er bis zum Rand des Plateaus. Zamorra schnallte sich das »Päckchen« auf den Rücken.

»Wo ist der Mann, der bis zehn zählen soll?«, rief der Dämon herüber.

»Er wird im Camp gebraucht«, rief Zamorra zurück. »Ich werde selbst zählen. Und wir springen gemeinsam. Bist du bereit?«

»Fuego ist bereit«, sagte der Dämon.

Und Zamorra zählte. Fünf, sechs, sieben… da sah er, dass Fuego Bravo ein paar Schritte zurückwich.

»Hat der große Geist der Berge Angst bekommen?«, rief Zamorra ihm entgegen.

»Keine Angst«, kam es zurück. »Fuego nimmt Anlauf für den Sprung.«

Zamorra nickte und zählte. Acht… neun … zehn.

Dann sprang er.

Noch im Flug sah er nach oben. Und erkannte, dass seine Vermutung richtig gewesen war. Fuego war nicht gesprungen. Für ihn war der Professor bereits ein toter Mann… Mit ausgebreiteten Armen flog Zamorra in die Schlucht.

Zamorra konzentrierte sich ganz auf den Sturz in die unergründliche Tiefe der Schlucht. Nur wenige Sekunden durfte er den freien Fall noch wagen. Wie viel Meter hatte er zurückgelegt? Dreihundert jetzt, vierhundert…

Zamorra schätzte die Höhe ab. Vierhundertfünfzig Meter freier Fall. Noch hundertfünfzig Meter bis zum Boden.

In dieser Sekunde riss Zamorra an der Leine. Schwer und sicher entfaltete sich der Fallschirm. Die Seile hielten Zamorra sicher mit

dem aufbauschenden Schirm verbunden.

Sekunden später war Zamorra gelandet. Er rollte neben dem Schirm weg und fing den Aufprall damit ab. Dann löste er schnell die Haltegurte, faltete den Fallschirm in aller Eile und verbarg ihn hinter einem Felsbrocken.

Nun kam der Aufstieg, für den er sich gestern bereits den Weg gesucht hatte.

Eine halbe Stunde lang kletterte er. Dann machte er eine kurze Rast. Fuego, der Teufel des Feuers, sollte seinen Gegner so frisch und ohne Erschöpfung sehen, wie es nur möglich war.

Dann kamen noch zehn Minuten des beschwerlichen Aufstiegs.

Zamorra sah hinüber zum Plateau. Dort stand Fuego Bravo. Unbeweglich. Er schien selbst nicht zu wissen, worauf er wartete. Aber er stand, und Zamorra sah seinem Gesicht an, dass er sich als Sieger vorkam. Er glaubte, Zamorra getäuscht zu haben.

Plötzlich trat Zamorra hinter dem schützenden Felsen hervor. In voller Lebensgröße richtete er sich auf, trat an den Rand des Felsens.

»Wo bleibst du, Fuego?«, fragte er. »Du siehst, wie einfach das Fliegen ist. Ich bin hinuntergeflogen und habe auf dich gewartet. Aber du kamst nicht. Da wollte ich nach dir sehen. Denn jetzt hat deine letzte Stunde geschlagen. Du bist nicht nur heimtückisch, sondern auch feige. Deine Väter werden sich schämen für dich. Also fliege hinunter in die Schlucht! Und wenn du nicht fliegen kannst, dann springe!«

»Ich springe nicht, denn das wäre mein Tod!«, sagte Fuego Bravo.

»Dann komme ich jetzt hinüber und hole dich, schändlicher Feigling!«

»Nicht nötig!«, rief da eine Stimme vom Ausgang der Höhle her.

Zamorra traute seinen Augen nicht. Wenn er den Berichten glaubte, die er von den Indios mancher Länder kannte, konnte dies niemand anderes sein als der strahlende, mächtige Herrscher der Indios selbst! Es war der König der Könige, der Große Inka!

Er war in ein goldenes Gewand gekleidet, und die Sonne zauberte goldene Strahlen auf seine ebenfalls aus purem Gold geschmiedete Kopfbedeckung.

In der Hand trug der Inka einen goldenen Speer. Zamorra sah, wie Fuego erblasste. Er wollte zurückweichen, aber mit Schaudern sah der Dämon den fürchterlichen Abgrund vor sich gähnen.

Starr blieb Fuego stehen.

Der Inka setzte an zu sprechen. Und seine Stimme war unerwartet weich und mild, wenn seine Worte auch Festigkeit ausstrahlten.

»Du hast unschuldige Männer getötet«, sagte der Inka. »Du wirst sterben, wie sie gestorben sind. Du hast einem Mann den Kampf angesagt. Und du hast ihn sterben lassen wollen und hast dich nicht

an die Regeln des Kampfes gehalten. Jetzt wirst du springen, Fuego Bravo. Deine Väter dulden keine Feiglinge unter ihren Söhnen. Hinein in die Schlucht mit dir!«

»Nein!«, begann Fuego zu flehen.

»Dann werde ich kommen und dich hinunterstoßen«, sagte der Große Inka.

Und schon kam er auf Fuego Bravo zu. Schritt für Schritt, immer näher, immer bedrohlicher.

»Der Inka darf mich nicht töten!«, wimmerte Fuego Bravo. »Das wäre eine Schande noch über meinen Tod hinaus! Wenn ich sterben muss, dann lass mich selbst in den Tod springen.«

»Du bist schon tot, denn dein Geist war feige und hinterhältig. Und getötet hat dich dieser Mann dort drüben, der sich Zamorra nennt. Jetzt muss dein Tod nur noch besiegelt werden. Also springe, wenn du dir die Schande ersparen willst, vom Inka selbst gerichtet zu werden!«

Da setzte Fuego Bravo an und fuhr mit einem verzweifelten Satz in die drohende Tiefe der Schlucht. Ein langer, markerschütternder Schrei dröhnte durch die Felsenschlucht. Er war noch zu hören, als der stürzende Körper schon nicht mehr zu sehen war.

Zamorra sah zum Plateau hinüber. Der Große Inka nahm seine Kopfbedeckung ab, an der eine Art Maske befestigt war.

»Hol mich ab, Chef!«, rief Nicole Duval herüber.

***

Les Babos war völlig aus dem Häuschen, als er von Nicoles mutigem Alleingang hörte.

»Der Inka darf mich nicht töten!«

»Eigentlich war es kein Alleingang«, sagte sie bescheiden. »Morencita hat mir geholfen und auch den Weg gezeigt. Als ich gehört hatte, dass Fuego sich nur dem Inka beugen würde, stand mein Plan fest. Aber erst Morencita machte es möglich, ihn auch durchzuführen.«

Les Babos lief zu der Baracke, in der Telefone und Fernschreiber untergebracht waren. Dann telefonierte er. Den ganzen Nachmittag.

Mit Lima, mit verschiedenen Städten in den Vereinigten Staaten.

Am nächsten Morgen brachten zahlreiche Zeitungen den Bericht über Fuego Bravo und den mutigen Einsatz Zamorras und seiner Sekretärin.

Einen Tag später brachte der Mexikaner den Professor und seine Sekretärin nach Caracas zurück.

»Auf Wiedersehen, Mademoiselle Inka«, sagte er, als sie die Abendmaschine nach Paris bestiegen.

Und Nicole Duval staunte nicht wenig, als ihr bei der Rückkehr in der Heimat schon am Flughafen Orly ihr eigenes Foto entgegenschaute.

»Mademoiselle Inka«, war auch der französischen Presse nicht

entgangen. Aber die Reporter wimmelte Zamorra kurzerhand ab, indem er seine Sekretärin schnell in einem Taxi unterbrachte…

ENDE